

Der Schuhschnabel

Ausgabe 1

Januar 2024



Literaturzeitschrift für Humor

Impressum

Der Schuhschnabel

Literaturzeitschrift für Humor

Ausgabe 1 – Januar 2024

ISSN 2942-1756

Herausgeber:innen:

Christin Bonewitz

Felix Anker

Gestaltung:

Christin Bonewitz

Felix Anker

Knut "A.I." Immendorf

Lektorat:

Christin Bonewitz

Felix Anker

Druck:

Nur der, den wir uns selbst gemacht haben. Ansonsten gibt's das hier online

Kontakt:

Felix Anker

Arvid-Harnack-Straße 2

07743 Jena

redaktion@derschuh schnabel.de

Alle Rechte liegen bei den Autorinnen und Autoren.

Dieses Mal im Nest

<i>Editorial</i>	4
Ruth Katharina Breuer – <i>Nackte Tatsachen</i>	6
Matthias Riel – <i>Nachbars Garten</i>	12
Marcello Buzzanca – <i>Gartenbräune ist nicht gleich Strandbräune</i>	14
Henning Mertens – <i>Was ich mir lobe</i>	23
Marianne K. Ertl – <i>Biolösung GmbH</i>	26
Georg K. Berres – <i>Gemüsekönig - Eine Ballade</i>	37
Bettina Börner – <i>Der raue Ritter Roderich</i>	39
Marc Du Buisson – <i>Online-Dating ist nichts für alte Männer</i>	40
Michael Honrodt – <i>Die Nacht</i>	46
Michael Kolja Kölling – <i>Zimmer frei in Kreuzberg</i>	48
Barbara Siwik – <i>Der Schreiberling</i>	52
Carl Danowsky – <i>Der Autoerotiker</i>	55
Felix Anker – <i>Das blaue Ei des Sullivan McNullivan</i>	60
Wer sind eigentlich die ganzen Leute?	63
Das Allerletzte	69



Editorial

Liebe Schuhschnäblerinnen und Schuhschnäbler (das ist, wie wir euch vorläufig nennen, bis uns ein besserer Name einfällt),

endlich ist es soweit! Unser Schuhschnabel ist flügge geworden und verlässt zum ersten Mal das Nest. Aus der Vogelsprache übersetzt heißt das: Wir freuen uns, euch endlich die erste Ausgabe vom Schuhschnabel präsentieren zu können.

Wir haben dieses Projekt im Sommer ins Leben gerufen, um Menschen im deutschsprachigen Raum eine Plattform für ihre humoristischen Texte zu bieten. Dass diese Sparte tatsächlich unterrepräsentiert ist, hat uns der riesige Andrang gezeigt: 496 Texte haben uns bis Ende Oktober erreicht. Dafür wollen wir uns an dieser Stelle ganz herzlich bedanken. Ohne euch wäre das hier nicht möglich.

In einem langen Entscheidungsprozess voller Listen, Diskussionen und Zitrusfrüchten haben wir sechs Geschichten und sechs Gedichte ausgewählt. Als Hobby-Kuckuck hat Mitherausgeber Felix noch ein 13. blaues Ei ins Nest gelegt.

Obwohl es derzeit sehr kalt ist, begeben wir uns in der ersten Ausgabe viel nach draußen. So sonnen sich die Figuren beim Autowaschen in ihrem eigenen Ego, faulenzten nackt im Hinterhof und müssen im Kleingarten fragwürdigen Meinungen standhalten, während im Nachbargarten merkwürdige Dinge geschehen. Ein Gemüsehändler sorgt sich um seinen Rhabarber, ein alter Ritter um sein Schwert und eine Ü-80-Gruppe um ihre Medienkompetenz. Außerdem wird gekämpft: gegen Schlaflosigkeit,

gegen Ungeziefer, gegen potentielle Mitbewohner:innen und gegen und für den Klimawandel. Wer sich selbst im Schreiben üben will, findet dann auch noch ein Rezept zur Anfertigung des perfekten Gedichtes.

Winterbedingt hat uns auf dieser Lesereise außerdem immer eine Sache begleitet: die Mandarine. Im Durchschnitt pro Text eine, das macht bei zwei Personen fast 1000 Mandarinen. Deshalb haben wir nun nicht nur Bauchschmerzen, sondern uns auch entschieden, diese erste Ausgabe dem wundervollen Winterobst zu widmen (außer den Teilen mit versteckten Kernen). Das beantwortet dann wohl auch eure Frage, warum hier alles so aussieht, als hätte sich eine dilettantische Grafikdesign-Orange gelay-outet.

Da einige der Autor:innen auf ihre Entschädigung verzichtet haben, freuen wir uns, dass wir diesen (wenn auch kleinen) Betrag spenden können.

Wo auch immer ihr gerade seid, beim Schuhshoppen oder bei der Rotweinverkostung aus Schnabeltassen: Wir wünschen wunderbare Unterhaltung auf dieser humoristischen Reise. Die nächste Ausschreibung wird es auch schon bald geben, darüber informieren wir dann auf der Webseite.

Schnabelhafte Grüße aus der Redaktion

Christin und Felix

Ruth Katharina Breuer

Nackte Tatsachen



»Ahhhh ...«, stöhnte Kurt Kosubke und reckte sich wohligh in der Sonne. Die brannte bereits den ganzen Tag auf den betonierten Innenhof, den er mit ein paar Geranien und einem praktischen Camping-Set gemütlich hergerichtet hatte. An die »Weiße Scholle« in Sankt-Peter-Ording kam das hier nicht heran, aber seit der Scheidung konnte er sich den jährlichen Sommerurlaub im FKK-Club nicht mehr leisten. Jetzt lag er auf der Klapppliege seiner Exfrau Beate und arbeitete an seiner Sommer-Röstung, wie sein Kumpel Kalle sagen würde. Kurt Kosubke grinste. Wie gut, dass ihm wenigstens das Haus geblieben war. Und die Klapppliege.

In der oberen Etage bewegte sich ein Vorhang. Kurt Kosubke zog den Bauch ein und schielte nach oben. Seine Mieterin war offensichtlich wieder da. Vorhin im Hausflur war leider kein Gespräch zustande gekommen. Er hatte nur schnell den Müll rausbringen wollen, bevor die Tonnen wieder tagelang in der Sonne stanken. Die kleine Peters war um diese Uhrzeit normalerweise bei der Arbeit. Doch dann hatte sie plötzlich dagestanden. Sie hatte ihn angestarrt wie eine Erscheinung und war ohne ein Wort des Grußes zur Haustür hinausgestürmt. Er hatte ihr noch etwas hinterher rufen wollen, es sich dann aber anders überlegt. Dies war schließlich sein Haus. Hier konnte er so oft und so lange in der Sonne liegen, wie er wollte, ob nun mit oder ohne Slip.

»Ahhhh ...«, stöhnte Yvonne Peters eine Etage höher und zuckte vom Fenster zurück. Angewidert verzog sie das Gesicht und spürte ein heißes

Erröten. Ärgerlich schüttelte sie das Gefühl des Ertapptseins ab. Sie hatte ihren alternden Vermieter nicht gebeten, sich wie ein Pfau im Hof zu präsentieren. Vorhin war sie ihm im Flur begegnet und auch da hatte er nichts getragen außer der Mülltüte. Es war ihm nicht mal peinlich gewesen. Diese Bilder würde sie nicht mehr aus dem Kopf bekommen. Sie wollte sich nicht ausmalen, was passiert wäre, wenn nicht sie, sondern Anni die Treppe herunter gekommen wäre. Ihre Nichte war in einem schwierigen Alter. Als Anni neulich bei ihr übernachtet hatte, war sie morgens aus der Dusche gekommen und hatte das Badetuch wie eine Kutte um sich geschlungen. Dabei quietschte sie noch: »Iiihhh, Du sollst weggucken!«.

Yvonne Peters reckte aus sicherer Entfernung den Hals und spähte nochmal durch den Vorhang. Der Kosubke lag wie ein Buddha auf seiner rostigen Liege und hatte die Arme hinter dem Kopf verschränkt. So konnte das nicht weitergehen. Sie würde ihre Schwester anrufen. Sanne würde wissen, was zu tun wäre. Vor allem, wenn es dabei um ihre eigene Tochter ginge.

»Ahhhh ...«, stöhnte Giuseppe S'Angolo ein paar Straßen weiter und drückte sich die Fäuste in den Rücken. Noch eine letzte Lieferung, dann war endlich Feierabend. Er kurbelte die Fenster des kleinen Fiats herunter, aber es wehte kein Lüftchen. Schon den ganzen Tag verwandelte die Sonne das Fahrzeug in einen rollenden Pizzaofen. Und ein Kunde war verrückter als der andere. Die letzte Pizza hätte er fast wieder mitgenommen, weil niemand auf sein Klingeln reagierte. Als er gerade wieder gehen wollte, riss eine Frau die Haustür auf und stürmte heraus. Durch die geöffnete Tür hatte er einen nackten Mann im Hausflur stehen sehen, der eine Mülltüte

in der Hand hielt und ihn fröhlich grüßte, bevor er sich wie ein Grill-Hähnchen drehte und im hinteren Teil des Hauses verschwand. Die Frau hatte ununterbrochen vor sich hin geschimpft, während sie die Lieferung entgegennahm. Giuseppe hatte ihr die Pizza und den neuen Prospekt in die Hand gedrückt und war verschwunden, so schnell er konnte.

»Ahhhh ...«, stöhnte Susanne Peters-Berghoff am anderen Ende der Stadt und blickte auf den nicht kleiner werdenden Stapel Akten vor ihr. Seit acht Uhr war sie nicht ein einziges Mal von ihrem Schreibtisch aufgestanden. In ihrem Kopf drängelten sich Fakten und Zahlen wie in einem überfüllten Bus. Und immer wieder stiegen neue ein. Sie erinnerte sich noch an ihre ersten Berufsjahre, in denen man sich wenigstens auf das Sommerloch verlassen konnte. Doch spätestens seit Corona gab es keine Pausen mehr. Jeder fuhr permanent Vollgas in einem viel zu niedrigen Gang.

Ihr Handy klingelte. Wahrscheinlich wieder ein Mandant, der sich drei Tage nach seinem letzten Anruf danach erkundigen wollte, ob sein Fall mittlerweile gewonnen sei. Sie meldete sich mit einem kurzen »Ja?«.

»Sanne, ich bin's. Gut, dass Du da bist. Ich brauche Deine Hilfe.« Ihre Schwester Yvi brachte wie immer mehrere Sätze in einem Atemzug unter und wartete gar nicht erst auf eine Antwort.

»Ich hab Dir doch von meinem Vermieter erzählt. Der läuft schon wieder splitternackt durchs ganze Haus und grinst blöd, wenn er einen trifft. Stell Dir mal vor, Anni läuft diesem notgeilen Typen in die Arme! Das ist Belästigung! Oder Nötigung? Ich hab jetzt auch einen Zeugen. Der Pizzabote hat den Kosubke heute gesehen, hundertpro!«

Sie schnappte nach Luft wie nach einem langen Tauchgang.

»Sanne? Bist Du da?«

Susanne Peters-Berghoff seufzte.

»Hallo Yvi. Mir geht es auch gut, danke der Nachfrage. Jetzt erzähl mal ganz in Ruhe, was passiert ist. Und vor allem, was meine Tochter damit zu tun hat.«

Nachdem das Telefonat beendet war, starrte sie noch eine Zeit lang auf ihr Handy. Yvi hatte recht. Anni war wirklich gerade schwierig, mitten in der Pubertät und sehr empfindlich. Sie gab sich einen Ruck, entspernte ihren Rechner und startete die juristische Datenbank. Als Suchbegriffe wählte sie *Vermieter, Belästigung, Schadensersatz*.

»Ahhhh ...«, stöhnte Anni Berghoff zur gleichen Zeit in der Innenstadt und biss die Zähne zusammen. Heute tat es besonders weh. Aber es würde sich lohnen. Nicht mehr lange und es wäre fertig. Sie hob ihren Kopf von der Liege und versuchte, etwas zu erkennen.

»Nicht zappeln«, wurde sie sofort ermahnt.

Neulich nach dem Duschen hätte Tante Yvi ihr Geheimnis fast entdeckt, wenn sie sich nicht schnell ein großes Handtuch umgewickelt hätte. Sie musste echt vorsichtiger sein. Nicht auszudenken, was ihre Mutter wieder für einen Aufstand machen würde, wenn sie davon erführe. Erst recht, weil die Unterschrift auf der elterlichen Einwilligungserklärung gar nicht ihre war.

»So, fertig für heute! Noch eine Sitzung, dann hast Du es geschafft.« Der bärtige Tätowierer rollte mit dem Hocker zurück und betrachtete zufrieden sein Werk. Die Schlange wand sich von Annis linker Schulter den Rücken hinunter um ihre rechte Hüfte bis zum Bauchnabel, der die Mitte des weit geöffneten Mauls bildete.

»Ahhhh ...«, stöhnte Gerlinde Holtmann ein paar Monate später und knallte den Hörer auf die Gabel. In ihrem muffigen Amtszimmer wurde es langsam dunkel und die alte Schreibtischlampe flackerte mit dem monströsen Bildschirm um die Wette. Wie sehr sie diesen Amtsschimmel liebte war. Wer telefonierte denn heute noch mit dem Festnetz? Und dann musste sie sich auch noch mit ihrem faulen Kollegen herumschlagen, der sie zwei Monate vor ihrem Ruhestand bat, ihm Verfahren abzunehmen. Ihr reichte es, für heute und insgesamt. Sie überflog noch einmal das Urteil und speicherte die Datei. Dann schloss sie die Akte mit den Aussagen des Pizzaboten und der Exfrau und sandte das Urteil zur Ausfertigung an die Geschäftsstelle. Für die Pressestelle formulierte sie eine Überschrift und den Tenor ihres Urteils und versandte auch diese Email. Beim Verlassen ihres Amtszimmers schüttelte sie wie so oft den Kopf über die Menschen.

»Ahhhh ...«, stöhnte Karl Hübner, genannt Kalle, ein paar Wochen später in der »Weißer Scholle« und nahm einen Schluck Bier aus der Dose.

»So lässt es sich leben, was?«

Er tätschelte der barbusigen Frau neben ihm den Oberschenkel und rutschte ein Stück näher. Unter dem Vorzelt des Wohnwagens hatte sich die Hitze gestaut, aber die beiden saßen zufrieden in ihren luxuriösen Klappsesseln, ließen sich von einem Ventilator den Wind ins Gesicht und vom Campingradio Helene Fischer ins Ohr pusten. Beate Mikow geschiedene Kosubke klappte lächelnd die Boulevard-Zeitschrift zu und drehte sich zu Kalle, als ihr Blick auf die letzte Seite fiel.

»Das ist doch ...!« Sie kniff die Augen zusammen. Das schwarz-weiße Foto auf der Rückseite der Zeitschrift zeigte einen nackten Mann, der in die Kamera grinste. Er stand in einem betonierten Innenhof und hielt vor

seiner Körpermitte eine volle Mülltüte. Im Hintergrund war eine alte Klappliege zu sehen. Über dem Foto stand in fett gedruckter Schrift: *Amtsgericht Köln: Nackter Vermieter im Hof kein Mietmangel.*

Matthias Riel
Nachbars Garten



In meines Nachbars Garten,
da geht es seltsam zu,
denn Vögel aller Arten,
die schreien lauthals »Muh«.

Und drüben an der Mauer,
dort blüht ein Ziegelstein,
doch nur bei Regenschauer,
und nicht bei Sonnenschein.

Die Butterblumen welken,
weil sie noch niemand sah,
man müsste sie nur melken,
doch ist kein Eimer da.

Derweil die Gartenschläuche,
sind träge, müd' und feist,
gefüllt sind ihre Bäuche,
mit feinstem Himbeergeist.

Der Maulwurf unter Tage,
versteht das freilich nicht,
weil er, ganz ohne Frage,
nur Portugiesisch spricht.

Am Gartenzaun sitzt traurig,
ein Wesperich und weint,
er sagt, er fänd es schaurig,
dass tags der Mond nicht scheint.

Fast blind schleicht durch das Gatter,
mit einem Kreuz am Kopf,
die kleine Ringelnatter,
samt ihrem Schnellkochtopf.

Der Laubfrosch und die Mücke,
die haben grade Zoff,
denn er, er quakt nur Stücke,
von Rimski-Korsakow.

Und Astern wie Tagetes,
die tragen keine Schuh',
in Nachbars Garten geht es,
doch wirklich seltsam zu.

Marcello Buzzanca
*Gartenbräune ist nicht
gleich Strandbräune*



Winnies Verdikt zählt, zumindest hier in unserem Kleingartenverein. Denn dessen Vorsitzender ist Winnie. Hatte sich letztes Jahr knapp gegen Berta durchgesetzt. Mancher munkelte, es habe geheime Absprachen und eventuell sogar – das aber wird nur unter vorgehaltener erdschmutziger Hand geflüstert – Bestechungsversuche seitens Winnie gegeben. So soll er, quasi durchs Unkraut, dem einen oder der anderen angedeutet haben, dass wenn sie ihn wählten, er wohlwollend Einfluss darauf nehmen würde, den Pflanzenabstand zur Grenze der Nachbargärten in ihrem Sinne zu gestalten, spätestens bei der nächsten »konstituierenden Sitzung«. Wäre Winnie ein Prediger, wäre das Bundeskleingartengesetz seine Bibel und § 1 »Begriffsbestimmungen« seine bevorzugten Evangelien. Denn darin ist klar und deut(sch)lich festgeschrieben, was ein Kleingarten ist (Abschnitt 1) und, noch viel wichtiger, was kein Kleingarten ist (Abschnitt 2). Schließlich kommen in Abschnitt 2 Totschlag-Termini vor, mit denen der Parzellen-Parzival (»Das wüste Land ward blühnde Flur, Wo Parzival die Krone trug«) jeden Protest gegen sein Potentat noch vor dem Blütenstadium zertrampelt: Eigentümergearten, Wohnungsgarten, Arbeitnehmergearten, Grabeland. Im Stakkato schießt Winnie diese Begriffe aus seiner Verbalbüchse gegen jeden, der es wagt, von einem Kleingarten zu sprechen und dabei aber eigentlich die Blumenwiese vor seiner Wohnung oder andere bepflanzte Beton-Behelfnisse meint. So weit, so Winnie, wenigstens in Sachen Kleingarten. Doch Winnies Weisheit strahlt hoch

über die kniehohe Kleingartenbegrenzung hinaus, oder reicht zumindest etwas weiter als seine Beet-Einfassung. Seine Metaphern sitzen mindestens so fest wie *Matricaria* an ihren Pfahlwurzeln hängen. Ob ich denn wüsste, fragt mich Winnie, dass die *Matricaria*, also die Kamillen ... »Ach nein, Stopp, ich korrigiere mich, die Echte Kamille« 1987 vom Verband Deutscher Drogisten zur ersten Arzneipflanze des Jahres gekürt worden sei? Während er »Echte Kamille« ausspricht, wirbelt er mit seinem wurstigen Zeigefinger selbstgefällig durch die heiße Luft. Ob ich denn 1987 überhaupt schon da gewesen sei, will Winnie wissen. »Wo DA? Hier?« Nein, natürlich auf der Welt, stellt Winnie richtig.

Nun kann ich mich sehr genau daran erinnern, letztes Jahr meinen 50. Geburtstag sehr laut und für Winnie sehr lästig, genau hier gefeiert zu haben und dass einige meiner Gäste zusammen mit mir die Nacht in meiner Gartenhütte verbracht hatten. Dazu muss man nun wissen, dass es weniger der Alkohollautstärkepegel war, an dem sich Winnie gestört hatte. Schließlich sei er ja auch mal jung gewesen und habe gerne mal einen über den Durst getrunken, hatte er mir am nächsten Morgen in mein verkateretes Gesicht gesagt. Als wäre es Durst, der einen Alkohol trinken lässt. ABER: Ich müsste immer daran denken, dass eine Kleingartenlaube nicht so ausgelegt sein sollte, dass sie zum dauernden Wohnen dienen kann. Das wäre zwar in einem Erholungsgarten erlaubt, nicht aber hier (in seinem Revier). Während ich meinen Mund öffnete, schoss mir durch den Kopf, wie es ist, mit bloßen Händen vom Oberboden bis zum tiefliegenden Ausgangsgestein zu graben. Blutige Hände, schwarze Fingernägel und am Ende stößt man statt auf humosen Boden auf humorlose Erde, die keinen Spaß bei Wurzeln versteht. Egal, wie sehr ich also versucht hätte, Winnie den Unterschied zwischen Luftmatratzen und Lounge-Sofa im Sinne

dauerhaften Wohnens oder zwischen »ein paar Alkoholleichen pennen hier« und Business-WG bezüglich dauerhafter Beherbergung klarzumachen, nichts hätte dazu geführt, dass etwas davon in tiefere Bodenhorizonte gedrungen wäre. Also ließ ich den Mund auf, gähnte, salutierte Winnie und schlurfte wieder zurück in meine Bellevue-Baracke. Hätte Winnie tatsächlich dieses Elefantehirn, mit dem er immer protzt, wenn jemand ihn fragt, wann denn das nochmal genau gewesen sei, als der Türke hier einen Garten hatte und plötzlich alle Spaten verschwunden waren oder als der andere »Kanake« angefangen hatte, irgendwas Südländisches viel zu nah an der Grenze zum Weg zu pflanzen, wüsste Winnie sehr genau, wie alt ich bin.

»Puh, heiß ist es heute, oder? Ich glaub', ich leg mich gleich mal in die Sonne und bräune mich ein bisschen vor. Ich flieg' ja nächste Woche in den Süden.«

»Ha!« Winnie entfährt ein abschätziger Ton, was man in der Musik wohl als gleichzeitig *crescendo* und *diminuendo* bezeichnen würde, weil während die Lautstärke steigt, die Achtung sinkt.

»Gartenbräune ist nicht gleich Strandbräune!« Winnies Gleichung lässt mich ad hoc erstarren, wie wahrscheinlich das Gras, wenn es den Rasenmäher sich nähern sieht. Irgendwo zwischen Erleichterung, jetzt nicht mehr ständig plattgetrampelt und abgerissen zu werden und der Angst vor der Gärtner-Guillotine.

»Du wirst dich im Urlaub trotzdem verbrennen, weil die Sonne hier ganz anders heiß ist. Sobald du da unten bist, brennt die dir richtig einen drauf. Außerdem sieht man das sofort.«

»Was? Dass das Gartenbräune ist?«

»Ja, klar. Ist dir das noch nie aufgefallen? Ich mein', du bist ja eher braun, so von deiner Tönung her. Euch macht das ja nix aus. Aber wenn jetzt, sagen wir, ein Weißer, hier im Garten in der Sonne ist und dann an die Costa fährt und sich da sonnt, dann vermischen sich die Brauns und raus kommt was Rot-Gelbes, bisschen wie Rost. Am Ende schimmert das Gartenbraun immer durch. Glaub mir!« Ob mir denn nicht aufgefallen sei, fährt Winnie in einem Ton der Konspiration seine Überlegung fort, dass die Schwarzen umso schwarzer seien, je tiefer sie aus dem Süden kämen. Das sei ja auch logisch, weil umso mehr Süden, umso mehr heiße Sonne und umso ärmer die Leute da. Und wenn die dann den ganzen Tag auf ihrem kargen Feld ackern würden – ob da wohl auch die nichterwerbsmäßige gärtnerische Nutzung gelte? – würden sie natürlich noch schwärzer. Sobald sie aber zu uns hierherkämen, würde sie mit jedem Jahr, das sie hier sind, weißer. Ganz klar, weil wenn sie den ganzen Tag in dunklen Wohnungen sitzen, Drogen mischen oder Leuten Mails schreiben, dass sie der Anwalt von einem reichen Onkel aus Nigeria seien, der einem gerne Millionen vererben würden. Habe er jedenfalls mal gelesen. Nein, nein, wiegelt Winnie energisch ab, ich solle nicht denken, er sei ein Rassist. Denke ich auch nicht. Vielmehr bin ich davon überzeugt, dass er ein Rassist ist, ein Grasnarben-Gauleiter. Aber das sage ich ihm nicht. Denn ich weiß, dass er mich dann damit entkräften würde, dass natürliche Grasnarben der Erosion einen hohen Widerstand leisten. Und Widerstand und Gauleiter würden ja wohl kaum zusammenpassen. Nein, die Schwarzen würden ihn ja prinzipiell nicht stören, wenn sie sich eben anpassen würden. Gut, das ginge von der Hautfarbe her ja nicht so wirklich, aber die Sitten, Gebräuche und Pflichten, die könne man doch auch als Schwarzer verstehen und respektieren. Hätten die Braunen, also die Spaghettis und die Kostas und

Pedros doch auch hinbekommen, Okay, die seien ja Christen oder wenigstens Orthodoxe, anders als die Türken.

»Und apropos Türken!« Winnie redet sich so richtig in Rasennarben-Rage. Der Meuthen, also der Professor Meuthen von der AfD, der habe doch recht gehabt, als er sagte, dass man bei der CDU gar nicht mehr wüsste, ob das C für Christus oder für den Halbmond stehe. Ich will eingreifen und ihm sagen, dass Meuthen eigentlich »für christlich« gesagt hatte und dass der Vergleich ja irgendwie hinke, wenn man bedenke, dass das C als Buchstabe nur im Zusammenhang mit der Wortmarke CDU entsprechende christliche Bedeutung gewinne. Insofern sei die Gleichsetzung von C mit Halbmond in CDU ebenso sinnvoll oder unsinnig, wie wenn man ein Kreuz anstelle des in C in CDU setzte. Schließlich wird ja das Kreuz mit dem Christlichen assoziiert. Klar, man könnte dann auch denken, dass †DU bedeutet, dass DU gestorben ist. Nur, wer zum Teufel, kennt schon DU? Als hätte Winnie wie einer jener Maulwürfe, von denen er schon einige auf seinem christlichen Gewissen hat, oder wie ein kleingärtnerischer Guerilla-Krieger, als den er sich selbst gerne darstellt, meinen Gedankentunnel untergraben, schultert er praktisch verbal das Kreuz und gibt seiner Argumentationskette ebensolchen Antrieb wie seiner elektrischen Heckenschere. Ob ich denn schon mal darüber nachgedacht hätte, dass man in allen Länder dieser Erde ein KREUZ macht, wenn man wählt. Oder seine Stimme zu Grabe trägt, indem man sie in eine Urne wirft, füge ich stummgedanklich maulwurfmetaphorisch hinzu. Und jetzt, fährt Winnie fort, sollten die Mohammedaner mal nachdenken, ob ihr Glaube und ihre Kultur wirklich die überlegeneren seien. Er könne sich nämlich nicht vorstellen, dass die bei ihren Wahlen einen Halbmond auf den Wahlzettel machen dürften. Und ich kann mir sehr gut vorstellen, dass wenn

einige AfD-Wähler nicht immer einen Haken an ihr Kreuz auf dem Wahlzettel machten, schmettere ich Winnie telepathisch entgegen, es weniger ungültige Stimmen für die AfD gäbe und Höcke längst Bundesdeutschreichskanzler wäre. Winnie scheint immun gegen meine telepathische Tirade.

»Oder Aufbackbrötchen. Da machen die doch bestimmt auch ein Kreuz rein, damit der Teig nicht platzt. Bestimmt keinen Halbmond. Ganz zu schweigen von Lottoscheinen.« Aber ja, was rege er sich überhaupt auf. Am Ende habe er ja nichts gegen Ausländer. Mit einigen aber, da sei das halt wie mit invasiven Pflanzen. Kommen irgendwo her, lassen sich nieder und verdrängen nach und nach die heimischen Rassen. Also Arten. Spezies. So wie die Schlitzau... Mit fast bemerkenswerter Luftausstoßkontrolle bremst Winnie die letzte Silbe, auch wenn ihn bereits die vorherigen entlarvt haben. So wie die Chinesen, fährt er fort. Nicht nur, dass sie nach und nach alle deutschen Ideen geklaut und billig in China nachgebaut hätten. Auch noch Corona hätten sie importiert oder wer weiß, sogar geheimdienstheimlich eingeschleppt, um uns zu dezimieren. Klar, räumt Winnie großmütig ein, die hätten ja auch selbst Tote gehabt, aber bei einer Milliarde Menschen, da könnten wir doch mal ehrlich sein, fielen 10.000, ja selbst 100.000 gar nicht so ins Gewicht. Ich versuche abzuwägen. Nein, keine Beweise für ein Geheimlabor, jedes Menschenleben zählt, auch in China, aber diese Argumente prallen an Winnie ebenso ab wie Nacktschnecken an Haselnusschalen-Barrieren. Ok, dann eben auf die kooperative Art. Ob er denn sehr unter den Lockdowns gelitten hätte, frage ich Winnie. Na ja, er als alleinstehender aber in jedem Fall rüstiger Rentner, hier mit seinem Kleingarten und seinem Stammtisch, mit dem er sich trotzdem getroffen hätte, wäre da schon ganz gut durchgekommen,

aber nur, weil er nicht jeden Scheiß glaube, den die da oben erzählen. Herden-Immunität. So ein Quatsch. Als seien wir Schafe, die man widerstandslos zur Schlachtbank führen könne. Und dieser Mundschutz, damals. Das sei doch eher ein Maulkorb gewesen, vor allem für die Meinungsfreiheit und so mutige Männer wie diesen Robert Palmer, den Bürgermeister von Tutzingen. Gut, der sei ein Grüner, aber das mit den kranken Alten retten, die sowieso bald auf ganz natürliche Weise sterben würden, das habe er richtig gesagt. Ich widerstehe meiner Versuchung, Winnie zu korrigieren. Boris Palmer, Tübingen und ja, leider noch Grüner. Ich sage auch nichts zu meiner Skepsis ob der Palliativmedizinkenntnisse von Palmer. Die sollten mal schön aufpassen, dass aus den Zuständen nicht irgendwann Aufstände würden. Während er das sagt, zeigt er nach oben, als würde er »die da oben« irgendwo zwischen Hydro- und Atmosphäre verorten. Gasförmige Hüllen und Gletschergipfel. Beide unerreichbar, kalt und unnahbar. Abstrakt und damit losgelöst von allem Menschlichen. So sieht Winnie also »die da oben«. Oder aber, er meint einen Thron, wenn er »schwathronieren« sagt und sich dabei über das Geschwätz der Grünen und Co. in Rage redet und seinen Hass in Richtung Horizont richtet.

Inge sitzt zwar in ihrem Gartenstuhl, aber die hört sowieso nicht mehr so gut. Und selten zu. Er habe ja nichts gegen Umweltschutz, schließlich sei er ja Gärtner aus Passion.

»Aber«, und dabei schneidet Winnie wieder mit seinem Achtung!-Wichtig!-Wurstfinger durch die immer heißer werdende Luft, »es gibt Grenzen!« Man könne erwachsenen Menschen doch nicht vorschreiben, wie sie zu heizen hätten, wie lange sie duschen und wie oft die Klospülung drücken dürften. Deswegen, sozusagen als Form des zivilen Ungehorsams,

lasse er sich jeden Tag ein Bad ein und werde seinen alten Rasenmäher bald durch einen Benzin-Rasentraktor mit mindestens 12 KW ersetzen.

»So ne richtige Dreckschleuder mit viel PS und Benzin-Durst!« Sein Lächeln dabei spiegelt Winnies Zufriedenheit darüber wider, es denen da oben damit so richtig zeigen zu können. Mal ein Ausrufezeichen setzen, ein Stopp-Schild, damit die in Berlin verstehen, dass gerechtigkeitsliebende Gärtner wie er sich nicht alles gefallen lassen und sowieso näher dran sind an der Materie.

»Ich bin doch jeden Tag hier, seit über 40 Jahren und ich kann dir sagen, ich sehe keinen Klimawandel. Alles beim Alten. Oder hast du hier schon einen Weinberg, eine Palme oder einen Kaktus gesehen?«

Die Sonne brennt auf meinen mediterranen Kopf und meiner Meinung nach hier genauso stark wie im Süden. Ich versuche, die Diskussion irgendwie umzulenken. Ich entscheide mich für sprachliche Spatenstiche: »Ich denke, dass das eher graduell passiert. Schritt für Schritt, mitunter auch unbemerkt, aber es passiert. Jetzt schon. Erinnerst du dich an Hubis Nefen?«

»Der Studierte?«

»Ja, der Agrarwissenschaftler.«

»Und?«

»Weißt du noch, was er zu Hubis Blattlausproblem an seinem Salat gesagt hat?« Winnie legt seinen Kopf schräg, seine Arme verschränken sich über seinem Gartenarbeits-Gerstenbräu-Bauch. Er fährt seine imaginäre Hecke hoch, ahnend, dass ich gleich meine spitze Schere auspacke und seine Argumente zurechtstutze.

»Gradueller Verlust der Blattlaustoleranz, das hat er gesagt. Denn Hubis Sorte hat ihre natürliche Resistenz und Toleranz gegenüber Blattläusen

Schritt für Schritt verloren, ohne dass Hubi es anfangs bemerkt hätte. Selbst als er die ersten Blattläuse gesehen hat, wollte er nicht dran glauben. Ach, Blattläuse, die gab's schon immer. Am Ende musste er zum Insektengift greifen und den Salat konnte er nicht mehr essen. Zwei Monate später hat er seine Laube verkauft und kam nie wieder.« Die Erinnerung an Hubis Garten-Exodus und an die Schmach, die Winnie damals dadurch erlitt, haben ihn technisch K. o. gesetzt, das sehe ich jetzt deutlich in seinen leeren Augen. Eilig wendet sich Winnie von mir ab. Zufrieden mit meinem Pflug, den ich durch sein Kleingärtner-Gedankengut gezogen habe, schaue ich ihm nach. Die Sonne brennt weiter auf meine Haut. Ich sollte mal das T-Shirt ausziehen, damit ich auch den Rest meines Oberkörpers auf den kommenden Urlaub vorbereiten kann. Ich schaue auf meine Unterarme. Seltsam, sie schimmern irgendwie ins Rot-Gelbe, fast schon ins Rostfarbene. Ich reibe über meine Haut. Mit jeder Hautschuppe, die durch die heiße Luft wirbelt, ergibt sich meine Epidermis Stück für Stück Winnies Verdikt: Gartenbräune ist nicht gleich Strandbräune.

Henning Mertens

Was ich mir lobe



Ich lobe mir den Klimawandel
Lasst die Gletscher doch nur schmelzen
Wer will denn Ski und Snowboard fahren
Oder Schneemannkugeln wälzen

Ich lobe mir die Massenhaltung
Wie die Tiere niedlich schmusen
Und dank täglicher Hormone
Wächst mir bald ein Männerbusen

Ich lobe mir die Pestizide
Bringt sie nur fleißig auf das Feld
Niemand will die ganzen Tiere
Gibt eh zu viel auf dieser Welt

Ich lobe mir die Algenblüten
Wenn sie alle Seen bestimmen
Wer will denn schon bei dreißig Grad
Sich gar kühlen oder schwimmen?

Ich lobe mir den Erdölteppich
Wenn er treibt dort durch die Wellen
Wie ein wundervoller Zauber
Malt schön schwarz er die Sardellen

Ich lobe mir den sauren Regen
Wenn fleißig er vom Himmel fällt
Wer will denn die ganzen Bäume
Ich mag den freien Blick aufs Feld

Ich lobe mir dir Feinstaubwolke
Lasst die Autos kräftig pusten
Es ist die schönste Sinfonie
Wenn im Chor die Menschen husten

Ich lobe mir das Goldabbauen
Wo die Regenwälder waren
Weil es jetzt endlich Straßen gibt
Kann ich dort nun Porsche fahren

Ich lobe mir das Fastfoodessen
Wer will denn immer nur Salat?
Brauchen doch die guten Sachen
Viel Zucker, Salz und Glutamat

Ich lobe mir die vielen Kriege
Um dieses Tal, um jenen Berg
Denn vom All sehn die Granaten
Aus wie das schönste Feuerwerk

Ich lobe mir dich Menschenkinde
Was bist du weise, Säugetier
Stehst wie ein König gottesgleich
Bei deinem Untergang Spalier

Marianne K. Ertl

Biolösung GmbH



Agnes B. war ein Phänomen. Sie lebte und liebte, und sie wurde von allen Seiten geliebt. Am meisten liebte sie Moritz, mit dem sie gemeinsam in einer kleinen Wohnung in der Stadt wohnte, deren Fassungsvermögen beinahe vollständig mit Zimmerpflanzen befüllt war. In den Töpfen wohnten einige namenlose Springschwänze, die irgendwann genauso unbemerkt bei Agnes B. und Moritz eingezogen waren wie Theo und Benedikt.

Man sollte meinen, dass Agnes B. auf die Springschwänze zuletzt aufmerksam geworden wäre, da sie nicht ganz so sperrig waren wie Theo und Benedikt, und Agnes B. im Großen und Ganzen in Frieden ließen. Dennoch waren sie maßgeblich daran beteiligt, die Geschehnisse der folgenden Zeit in unerwartete Bahnen zu lenken.

Zuerst flog Theo als heimlicher Untermieter auf, als er immer häufiger neben Agnes B. und Moritz auf der Couch nieste. Er musste wohl allergisch auf Moritz reagieren, da Agnes B. ihn zweifellos am meisten liebte. Außerdem bekam es ihm nicht, dass Moritz ein Kater war. Aber da konnte man nichts machen; Agnes B. liebte Moritz, da konnte Theo niesen, so viel er wollte. Natürlich hatte Agnes B. auch für Theo etwas übrig und sie streichelte ihm manchmal sanft über den Kopf, wenn er wieder mit seinem Niesen nach Aufmerksamkeit lechzte, ehe sie sich wieder ganz dem Kater widmete. Außerdem gefiel ihr Theos Schritt recht gut. Denn dort befand es sich, das Glück. Wenn sie ihre Hand wie beiläufig seinen Oberschenkel nach oben gleiten ließ, konnte sie eine stattliche Wölbung spüren. Das

Portemonnaie, das sich dort befand, war prall gefüllt mit Liebesbekundungen – das wusste Agnes B. genau. Agnes B. liebte also auch Theo. Und so kam es, dass Agnes B. kein Wort darüber verlor, als ihr durch eine Häufung des Niesens endlich bewusst wurde, dass Theo bei ihr eingezogen war.

Theo war es, der schließlich die Springschwänze auffliegen ließ. Sie waren ihm nicht geheuer; immerhin waren sie ungefragt und ohne offizielle Erlaubnis bei seiner Agnes B. eingezogen. Das war auch Theo selbst und so begann er, all seine Komplexe auf die Springschwänze zu projizieren und sie als regelrechte Bedrohung für seine Beziehung zu Agnes B. wahrzunehmen.

Dass sie weitaus weniger schädlich für das Raumklima waren als er selbst, auf diese Idee kam er natürlich nicht. Und genauso wenig war er sich Benedikts Rolle, das Raumklima zu verbessern, bewusst; genau genommen wusste er von Benedikt überhaupt nichts, obwohl es vor allem sein Verdienst war, dass Theos und Agnes B.s Beziehung überhaupt noch in geregelten Bahnen verlief.

Agnes B. hatte Benedikt kennengelernt, als Theo aufgehört hatte, ihr Komplimente zu machen. Das darf man dem armen Theo natürlich nicht übel nehmen. Er bewunderte Agnes B. aufrichtig, vergötterte sie geradezu, und war daher auch immer sehr findig gewesen, was Komplimente betraf. Seinen Pfefferrebell hatte er sie liebevoll genannt (neben Agnes B. wusste er auch Käse sehr zu schätzen). Damit hatte Agnes B. jedoch nichts anzufangen gewusst; sie hatte nur Käse verstanden und sich ein bisschen geärgert. Oder, ein andermal, als ihre Haut eines Tages seidig im Licht geglänczt hatte, hatte er sie als seine Muschel bezeichnet.

»Muschel?«, hatte Agnes B. perplex gefragt. »Hältst du mich für verschlossen?«

In einem Versuch, sich zu retten, hatte Theo angesetzt: »Nein-nein, keineswegs! Ich meine das Ding im Inneren.«

»Ach, die Perle?«, hatte sie, überrascht über das vermeintlich gelungene Kompliment, gefragt.

Theo war errötet. »Nein, ich meine ...«, hatte er sich, Unheil ahnend, geräuspert, »... deine Haut glänzt so weich wie der Schneck im Inneren.« Er hatte sich erneut geräuspert. »Cremig und weich, wie ein Pfefferbällchen.«

Als Agnes B. daraufhin empört geschnaubt hatte und ihn freundlich darauf hingewiesen hatte, dass sie ihn schließlich auch nicht ihren Springschwanz oder Sackkiefler (was Springschwänze im Übrigen sind) nannte, hatte er resigniert aufgegeben und seine Liebesbekundungen auf Komplimente in Geldform und abendliches Niesen vor dem Fernseher beschränkt. Ihm war bewusst geworden, dass Agnes B. Komplimente zu machen Schnecken vor die Säue werfen gleichkam. Nichtsdestotrotz liebte er sie abgöttisch.

Wenig später war also Benedikt in Agnes B.s Leben aufgetaucht, der die einzigartige Fähigkeit besaß, ihr jeden Wunsch von den Augen ablesen zu können. Auch er liebte Agnes B. von Beginn an, liebte sie, wie sie war – mit Kater und Springschwänzen und Mann. Als liebender und verständnisvoller Liebhaber verstand er es, dass Agnes B. Moritz am meisten liebte und dass sie auch Theo ein bisschen liebte und daher sehr an seiner Tasche – Pardon – an der Beziehung hing. Und so geriet er in die Verlegenheit, alles zu tun, um die innige Beziehung der beiden am Leben zu erhalten.

Er bespaßte Agnes B., solange Theo außer Haus war. Wenn Theo dann abends nach Hause kam, empfing Agnes B. ihn stets gut gelaunt, während Benedikt sich lautlos unter das Bett zurückzog. Manchmal nahm er dabei Moritz mit sich, damit Theo nicht immerzu so empört niesen musste. Dort harrte er dann aus, bis Agnes B. und Theo sich zu Bett begaben. Sobald die Lichter erloschen, kam sein Einsatz: Jetzt musste er lautlos zwischen Theo und Agnes B. ins Bett kriechen und mit dem liebesbedürftigen Theo kuscheln, bis dieser friedlich einschlief. Dann küsste er Agnes B. liebevoll auf die Stirn und zog sich wieder unter das Bett zurück. Und so waren alle drei glücklich. (Hätte Theo Agnes B. noch Komplimente gemacht, wäre die Affäre vermutlich schneller aufgefliegen; dann hätte Theo bestimmt bei Gelegenheit die stattliche Körperbehaarung, die vermeintlich auf Agnes B.s Rücken wucherte, gelobt.)

Eines Tages, als die Springschwänze Theos Komplexe zu stark beflügelten, beschloss Theo, dass es an der Zeit war, die Springschwänze endlich herauszukomplimentieren. Da sie seiner Empfehlung partout nicht nachkommen wollten, beriet er sich mit einer Onlinesuchmaschine und entschied sich letztendlich für die Biolösung. Die Biolösung GmbH versprach ihm die »schnelle und nachhaltige Lösung« all seiner Probleme, insbesondere durch den Einsatz von Nützlingen. Nützlinge, das sind andere, etwas größere, räuberische Tiere, die die Springschwänze auffressen sollten und dann nach getaner Arbeit in aller Ruhe verhungern durften.

So bestellte er Raubwanzen, die sich mit größter Wonne an den Springschwänzen gütlich taten. Theo beobachtete das dreitägige Spektakel genüsslich. Denn er wusste – das hatte ihm Biolösung GmbH

versprochen –, dass am Ende des Schlachtens eine glückliche Agnes B. stehen würde. Doch als der letzte Springschwanz vertilgt war, starben die Wanzen natürlich nicht einfach sofort. Sie blickten sich verwirrt an, blickten zu Theo, sahen betreten zu Boden und krabbelten dann, verlegen in ihrem grünen Chitinpanzer errötend, in verschiedene Richtungen davon.

»Um zu sterben,« mutmaßte Theo. »Das machen ja auch Katzen so, wenn sie wissen, es geht dem Ende zu. Dann verkriechen sie sich, damit sie in Ruhe sterben können.«

Er dachte an Moritz und daran, dass er selbst eines Tages in Agnes B.s Leben an die Stelle des Katers nachrücken könnte, und musste unwillkürlich niesen.

Aber Theo wurde von den Wanzen eines Besseren belehrt. Noch am selben Abend, als er wieder neben Agnes B. auf dem Sofa saß und sie treuherzig anblickte, während sie Moritz streichelte, und sich Theo gerade an einem Schnurren versuchen wollte, um Agnes B. zu imponieren, kniff ihn plötzlich eine Wanze in seine linke Pobacke. Bald quiekte auch Agnes B. empört auf und sah Theo tadelnd an, als hätte er persönlich sie gebissen. Theo nieste entschuldigend und zog den Kopf ein. Es dauerte nicht lange, da hatten es sich die Wanzen in der ganzen Wohnung häuslich eingerichtet und streckten ihre hungrigen Saugrüssel bald unter Kopfpolstern, Sofaritzen und dem Schrank hervor, wenn ein anderes Lebewesen auch nur in die Nähe kam.

»Du, Theo«, schnaubte Agnes B. wenige Tage später genervt, als sie ihr Kopfkissen zurechtschüttelte und drei kleine Raubwanzen verwirrt herauspurzelten, nur, um im nächsten Moment ihr Knie zu attackieren. »So geht das nicht weiter!«

Mit einem gezielten Schlag zerklatschte sie alle drei auf einmal und bäugte angeekelt die grün-roten Flecken aus Chitin und ihrem eigenen Blut, die auf ihrem Knie zurückgeblieben waren.

»Entweder entfernst du deine kleinen Helferlein bis morgen Abend, oder ich setze euch alle gemeinsam mit Sack und Pack vor die Tür!« Benedikt unter dem Bett nickte zustimmend und kratzte an einem juckenden Biss auf seinem Bauch.

Das musste Theo nicht zweimal hören. Am nächsten Morgen rief er persönlich bei Biolösung GmbH an und bat um Hilfe.

»Natürlich haben wir für jede Art von Plage die passende Lösung parat!«, schallte es munter aus dem Telefon. »Nun, was ist Ihr Anliegen?«

»Raubwanzen! Überall sind Raubwanzen!«, fiennte Theo in den Hörer. »Ich brauche ein Mittel gegen Wanzen! Sie beißen meine Agnes, sie beißen mich – «

»Aber-aber, nicht verzagen, der Herr!«, fiel ihm die Stimme ins Wort. »Bei uns sind sie an der richtigen Adresse. In Ihrem konkreten Fall würde ich Ihnen die Würgekäfer ans Herz legen. Sie werden die Wanzen aus dem Hinterhalt attackieren und strangulieren und wenn die letzte Wanze röchelnd zu Boden geht, werden die Käfer aus Mangel an Strangulationsmöglichkeiten einfach absterben.«

Dass Theo aus Verzweiflung sofort und ohne weitere Überlegungen einwilligte, versteht sich von selbst; und auch, dass diese nächstgrößere Nützlingskategorie seinen Geldbeutel etwas mehr belastete als die Vorige. Vermutlich werden Sie als aufmerksame*r Leser*in bereits erahnt haben, dass die Würgekäfer nach einiger Zeit aus reinem Jux und Tollerei an der Luftröhre von Moritz und wenig später an denen von Agnes B., Theo und Benedikt herumzuhantieren begannen. Tote Wanzen und anarchistische

Würgekäfer führten zur Anschaffung von Fresskröten, die sowohl die Wanzenleichen als auch die randalierenden Käfer liebend gerne fraßen. Agnes B. hatte jedoch keine Freude daran, dass die Kröten Eier im Substrat ihrer Pflanzen ablegten und sich vermehrten wie die Karnickel. Außerdem kotzte Moritz jedes Mal giftgrüne Schleimbrocken auf den Teppich, wenn er wieder heimlich eine der Kröten verspeist hatte.

Theo rief also erneut bei Biolösung GmbH an und schüttete sein Herz aus; erzählte von den Kröten und der inzwischen tobenden Agnes B., die erneut damit gedroht hatte, ihn vor die Tür zu setzen.

»Natürlich haben wir auch für dieses Problem eine Lösung parat!«, drang sogleich die Stimme aus dem Hörer, nachdem Theo den neuesten Stand der Dinge geschildert hatte.

Theo japste erleichtert nach Luft und ließ sich auf das Sofa plumpsen, wodurch einige Kröten empört quakend davonkatapultiert wurden.

»Sehen sie,« sprach die Stimme weiter. »In dem von Ihnen geschilderten Falle ist es ratsam – unter der Bedingung, dass sie nicht warten wollen, bis die Fresskröten im nächsten Frühjahr von selbst weiterziehen – eine unserer außergewöhnlicheren, aber auch kostenintensiveren Lösungen in Betracht zu ziehen. Verglichen mit dem Wirkungsgrad sind die Kosten natürlich nicht der Rede Wert.«

Theo unterbrach ihn hastig: »Die Kosten spielen keine Rolle. Meine liebe Agnes soll nur wieder glücklich sein!«

»Umso besser. Unter diesen Umständen empfehle ich Ihnen ein Zwergkrokodil. Was Sie vielleicht nicht wissen, ist, dass die Fresskröten mitunter zu den Leibspeisen von Krokodilen zählen. Wenn Sie sich ein Zwergkrokodil zulegen, birgt das keine Gefahren für Sie oder Ihre Agnes,

vorausgesetzt, Ihre Agnes ist keine Kröte.« Die Stimme kicherte und fügte hinzu: »Das ist sie doch nicht, oder?«

Theo war zu überrascht und gestresst, um mehr als ein »Nein« herauszupressen.

»Gut,« antwortete die Stimme am Telefon. »Wenn das Zwergkrokodil alle Frösche verspeist hat, empfehle ich Ihnen, es dennoch schnellstmöglich zu beseitigen. Sie können Ihrer Agnes dann eine Handtasche aus feinstem Krokodilleder spendieren.« Man konnte ihn an dieser Stelle direkt zwinkern hören. »Klingt das nicht vielversprechend?«

Und so kam es, dass bald ein kleines Krokodil in Agnes B.s Wohnung herumspazierte, das träge als Stolperfalle auf dem Flur lag und sich die Kröten in das halb geöffnete Maul springen ließ. Theo sah in dem Krokodil seinen Retter und Erlöser und nannte es liebevoll Klara. Mit Klaras Hilfe, so meinte er, würde es ihm gelingen, seine Agnes B. wieder friedlich zu stimmen. (Vielleicht hätte er ja das Glück, dachte er insgeheim, dass Klara auf den Geschmack von Katzenfleisch kam.) Dass Agnes B. und Klara sich gegenseitig anfauchten, sobald Agnes B. im Flur über sie stolperte, verdrängte Theo gekonnt. Er kümmerte sich aufopfernd um sie und nannte sie liebevoll seine amniotische Panzerfee. An ihr konnte er nun auch endlich alle angestauten Verniedlichungen auslassen, mit denen er Agnes B. nicht mehr zu überschütten traute. Agnes B. konnte dazu nur die Nase rümpfen.

Als sich die Froschplage langsam lichtete, war die kleine Klara zu einer jungen Zwergkrokodildame von einem Meter fünfzig herangewachsen (gemessen von ihrem Vorderzahn zur Schwanzspitze), zu deren Hobbys es gehörte, träge nach den Beinen von Agnes B.s Kater zu schnappen. Ab und zu gesellte sie sich unter das Bett zu Benedikt und knabberte an seinen

Gliedmaßen, während er sich Mühe gab, keinen Mucks von sich zu geben. Theo erschrak gewaltig, als er eines Nachts wieder über »Agnes« behaarten Rücken strich und anstatt ihrer Pobacke plötzlich ins Leere Griff. Als er am nächsten Morgen aufwachte, war Agnes B. wieder intakt; doch auch sie vermisste einige der einstigen Qualitäten ihres Liebhabers und wurde zunehmend nervöser. Ihr wurde bewusst: An ihr würde die Unruhe nagen, solange an Benedikt ein Krokodil nagte.

Klara lag gerade auf Theos Bauch und ließ sich genüsslich ihren Rückenpanzer kraulen, rülpste ab und zu zufrieden und warf Moritz lüsterne Blicke zu, als Agnes B. das Wohnzimmer betrat. Sie musste Theo nur anfunkeln und er wusste, was das bedeutete. Er schnappte sich sein Telefon und wählte die Nummer von Biolösung GmbH.

»Da habe ich es nun, das Krokodil, aber ich kann es nicht mehr loswerden, verstehen Sie? Und Häuten will ich meine Klara auch nicht,« erzählte er der Stimme von Biolösung GmbH.

»Ich verstehe,« tönte es aus dem Hörer. »Sehen Sie, das Problem ist in erster Linie entstanden, weil Sie unsere Produkte nicht fachgerecht angewendet haben. Aber auch für solche Fälle sind wir natürlich vorbereitet. Nun, natürlich können wir nicht alle Ihre Probleme mit einem Schlag erledigen, dafür ist die Situation schon zu weit fortgeschritten. Bitte nennen Sie uns daher ihre oberste Priorität.«

Theo zögerte einen Moment lang und blickte Klara tief in die Augen, die immer noch auf seinem Bauch lag, und erinnerte sich dann an Agnes B., die mit verschränkten Armen das Telefonat beobachtete. Er holte tief Luft und sagte dann: »Was mach ich mir vor. Ich will doch nur, dass meine Agnes glücklich ist!«

»Natürlich. Seien Sie unbesorgt, wir haben Ihr Problem im Griff. Wir werden Ihnen schnellstmöglich unser Intensivprogramm zukommen lassen.«

Eine Stunde später klingelte ein Vertreter von Biolösung GmbH an Agnes B.s Tür. Theo war, sich bereits unter Agnes B.s Blicken windend und wie auf Nadeln sitzend, eilig zur Tür gehastet. Ein kleiner Brief wurde ihm dort entgegengehalten, den er verblüfft an sich nahm. Er wollte die Tür schon wieder schließen, doch der Vertreter schummelte sich geschickt an ihm vorbei ins Haus.

Etwas ungläubig meinte er: »Sie haben wohl nicht ernsthaft gedacht, dass unser marktführendes und innovatives Angebot zur biologischen Lösung ihrer Probleme in diesem ...«, er deutete auf den Briefumschlag, an dem Theo sich nun Halt suchend mit beiden Händen festklammerte, »Couvert Platz hätte?« Er lachte schallend. »Nein-nein, mein Freund, das geht sich nicht ganz aus!«

Agnes B. und Moritz beobachteten die Szene wortlos vom Sofa aus und selbst der angeknabberte Benedikt hatte neugierig seinen Kopf aus der Schlafzimmertür gesteckt. Klara fauchte drohend vom Flur herüber.

»Ah!«, kommentierte der Vertreter. »Das muss Ihre geliebte Agnes sein!«

»Das war Klara,« presste Theo schließlich hervor. »Meine Agnes sitzt dort drüben.«

»Verstehe,« antwortete der Vertreter und musterte die Frau mit ihrem Kater auf dem Sofa. »Und die wollen Sie also glücklich sehen. Mm-hm.« Theo nickte.

Der Vertreter kratzte sich nachdenklich am Nacken. »Wenn das so ist, dann bitte ich Sie darum, die im Couvert beigelegte Rechnung jetzt sofort zu begleichen. Dann werde ich mich sofort an die Arbeit machen.«

Theos Hand glitt in seine Hosentasche und fischte mit zitternden Fingern das Portemonnaie heraus. Ohne davor die Rechnung begutachtet zu haben, hielt er dem Vertreter einige große Banknoten entgegen. Dieser nahm sie dankend an sich und grabschte Theo im nächsten Moment das Portemonnaie aus seiner anderen Hand. Noch ehe er darauf reagieren konnte, packte der Vertreter ihn in einen großen Sack, lief einmal quer durch die Wohnung und packte auch Klara und Benedikt ein, drückte Agnes B. das Portemonnaie in die Hand und verschwand fröhlich pfeifend und zum Gruß winkend zur Tür hinaus. Perplex blieben Agnes B. und Moritz mit dem Portemonnaie auf dem Sofa zurück.

Georg K. Berres
Gemüsekönig – Eine Ballade



Wer ist unterwegs in Sturm und Gebräus?
Bei dem Wetter jagt kein' Hund man hinaus.
Lenni Schulze ist es, der Lieferant.
Rhabarber hält er in sicherer Hand.

»Mensch, Lenni!«, so spricht er selber zu sich,
»da draußen ist's heute ganz fürchterlich.
Im Grund sollte mein Bruder sich schämen,
mich als Subunternehmer zu nehmen.«

»Wegen dem blöden Rhabarber-Transport
bin von der ›Hip-Happy Hour‹ ich fort.
Jetzt noch auf der Straße, hab ich 'nen Stich?
Zuhause wartet mein Sofa auf mich.«

»Mensch, Lenni, mein Lenni, halt bloß die Spur.«
Ich halte sie schon. Lass mich machen nur.
»Aufpassen, Lenni, ein Bahnübergang!«
Da kam ich schon heute Vormittag lang.

»Lenni, mein Lenni, dein Grünzeug im Arm,
hältst den Rhabarber zu fest und zu warm!«
Kein Wort mehr, kenn' mit Gemüse mich aus.
Und bist du nicht still, so setz ich dich raus!

»Lenni, Mensch, Lenni, die Ampel ist rot.
Brems endlich ab. Oder wir sind gleich tot.«
Mit kreischenden Reifen hält der Transit.
Was willst du, meint Lenni, ich bin voll fit.

»Wasser, oh Wasser!« Der Rhábarber keucht.
Der spricht doch nicht! Lenni hat sich getäuscht.
Ihn graust und er beschleunigt den Wagen.
Bin ich verrückt, wagt er nicht zu fragen.

Die Kundenadresse, endlich in Sicht.
»Lenni, oh, hilf mir!«, im Dunkeln es spricht.
Mit Rauschen im Kopf an die Tür er pocht.
Lieferant: fertig. Rhabarber – verdorrt.

Bettina Börner
Der raue Ritter Roderich



Der raue Ritter Roderich
war alt und roch ganz moderich
im Nebel klirren seine Sporen
hat Roderich sein Schwert verloren?

Den Boden hat er abgesucht
es nicht gefunden und geflucht
geht tastend über Stock und Stein
das Schwert muss in der Nähe sein

Die Rüstung quietscht, der Ritter auch
weil Schwerter man zum Kampfe brauch'
es hilft kein Fluchen kein Verdruss
weil man es einfach haben muss

So geht der Roderich nach Haus
und sucht sich sein Ersatzschwert raus
das will er gürten an den Gaul
doch da – sieh an – da ist was faul:

Am Sattel in der Ecke hängt
woran er unablässig denkt
nun hat er rechts und links ein Schwert
und denkt: »Wie komm ich jetzt auf's Pferd?«

Marc Du Buisson

Online-Dating ist nichts für alte Männer



Als alle vier Mitglieder des Ü80-Stammtisches endlich an ihrem Platz saßen, gab ich meine große Neuigkeit bekannt: »Ich bin auf Tinder.« Die anderen antworteten mit fragenden Blicken.

»Online-Dating.«

»Inline-Skating?« Paul sah mich komisch an.

»Paul hat seine Hörgeräte wieder nicht eingeschaltet«, sagte Frank und zeigte auf seine Ohren. Paul verstand die Geste und schaltete sie ein.

»Besser?«

Paul nickte.

»Ich mache jetzt Online-Dating«, wiederholte ich.

»Weshalb?«, fragte Peter, der seit über fünfzig Jahren verheiratet war.

»Weil mein Enkel findet, dass ich mich wieder unters Volk mischen sollte.« Seit dem Tod meiner Frau vor fünfzehn Jahren hatte ich niemanden mehr getroffen.

»Online-Dating ist nichts für alte Männer«, erklärte Paul abwinkend.

»Ich bin nicht alt.« Stolz präsentierte ich meine Muskeln.

Peter schüttelte den Kopf.

»Du musst mehr Vollmilch trinken«, meinte er. »Fettarme hast du schon!«

Der ganze Tisch begann zu lachen. Auch wenn der Witz auf meine Kosten ging, lachte ich mit.

»Ich bin neugierig, wie das funktioniert«, sagte Frank, der sich als Erstes vom Lachen erholt hatte.

»Ganz einfach: Dir wird ein Foto von einer Frau gezeigt. Wenn sie dir gefällt, dann schiebst du sie nach rechts. Gefällt sie dir nicht, dann schiebst du sie nach links.«

»Tönt langweilig«, sagte Paul. »Da schaue ich lieber einen Porno.«

Gerade in diesem Moment kam Isabelle an den Tisch. Die Zwanzigjährige finanzierte sich mit diesem Job das Studium und hasste uns, weil wir nie Trinkgeld gaben. Paul lächelte sie schüchtern an, doch sie schüttelte bloß ihren Kopf und stellte unseren Kaffee auf den Tisch.

Frank zurück zum Thema: »Was dann?«

»Wenn ich Glück habe, dann hat eine Frau, die ich nach rechts geschoben habe, mich ebenfalls nach rechts geschoben. Wenn das passiert, haben wir einen Match?«

»Fußball oder Tennis?«, fragte Frank.

»Ich hoffe Fußball?« Peter schaute mich an. »Im Tennis bist du scheiße.«

»Nein, nein, nein.« Ich hielt mir die Hand an die Stirn. »Ein Match ist ein Treffer. Das heißt, dass beide Personen sich füreinander interessieren.«

»Und dann trifft man sich, oder was?«, fragte Frank.

»Nein, zuerst schreibt man einander und lernt sich kennen.«

»Man kann sich auch kennenlernen, wenn man sich trifft, ist viel einfacher«, meinte Peter und hatte nicht unrecht.

»Ich folge nur der Anleitung meines Enkels.«

Frank zeigte auf Paul, dessen Augen geschlossen waren.

»Hey Paul!«, rief er. »Hat dich Gott endlich zu sich geholt?«

»Nein.« Paul öffnete langsam seine Augen. »Der schläft gerade.«

»Wieso?«, wollte ich wissen.

»Weil er dir zugehört hat.«

Erneut begannen alle zu lachen. Erneut auf meine Kosten. Während die anderen sich kaum mehr einkriegen konnten, holte ich mein Smartphone aus der Tasche und öffnete die App. Vielleicht war es einfacher, wenn ich es ihnen zeigen würde.

»Hier sind die Bilder.« Eine Frau mit weißen Haaren Mitte siebzig strahlte mich an. Ich zeigte es zuerst Paul, der mit weit aufgerissenem Mund sagte: »Peter, ich wusste gar nicht, dass deine Frau da auch mitmacht.«

Peter spuckte den Kaffee aus seinem Mund: »Was?!«

Frank sah sich das Foto als Nächstes an. Er schüttelte seinen Kopf und zeigte auf seine Augen: »Paul hat seine Brille nicht auf.« Peter atmete erleichtert durch, sah sich das Foto dennoch an, um auf Nummer sicher zu gehen.

»Sympathisch«, meinte Paul, nachdem er sich das Foto mit Brille angesehen hatte. »Die gehört nach rechts.« Ich folgte seinem Rat und kaum hatte ich sie nach rechts geschoben, benachrichtigte mich die App, dass ich einen Match hatte. Ich klickte auf ihr Profil.

»Ihr Name ist Lisa. Sie ist 73 Jahre alt und strickt gerne vor dem Fernseher.«

»Zum Glück hat Paul seine Hörgeräte eingeschaltet«, meinte Frank und alle fingen wieder an zu lachen.

»Komisch«, sagte ich. »Im Feld *Ich suche nach* stehen nur drei Buchstaben. *ONS*. Hat jemand eine Ahnung, was das bedeutet?«

»Es kann für das Medikament *Ondansetron* stehen«, antwortete Peter, der bis zu seiner Pensionierung als Arzt gearbeitet hatte. »Es hilft gegen Übelkeit und Erbrechen.«

»Danach wird sie wohl kaum suchen«, meinte ich.

»Vielleicht ist es eine Droge«, schlug Paul vor. »Das neue LSD.«

»Ich weiß es«, sagte Frank, der stets vorgab auf dem neusten Stand der Technik zu sein. »ONS steht für *Online Network Services*. Wird in der Telekommunikationsbranche tagtäglich verwendet.«

»Also sucht sie bloß nach einer besseren Internetverbindung?«, fragte ich verwirrt. Frank nickte und sowohl Paul als auch Peter hatten nichts dagegen einzuwenden. Isabelle hingegen, die unsere ganze Unterhaltung mitgehört hatte, während sie Peters ausgespuckten Kaffee vom Boden wischte, lachte.

»Was ist so lustig?«, fragte Paul.

»Ihr seid sooooo alt.«

»Sag uns etwas, dass wir nicht selbst schon wissen.« Paul schaltete demonstrativ seine Hörgeräte aus, damit er sich Isabelles Sprüche nicht länger anhören musste.

»ONS hat weder etwas mit Medikamenten oder Drogen noch mit der Internetverbindung zu tun«, erklärte sie uns. »Es steht für *One Night Stand*.«

»Das ist Englisch«, sagte Peter und streckte seinen Finger in die Luft. Er war der Einzige von uns, der des Englischen mächtig war. »Aber wieso sollte sie nach einem Nachttisch suchen?« Isabelle schüttelte ihren Kopf und versteckte das Gesicht hinter ihren Händen.

»Ein One Night Stand ist kein Nachttisch. Es handelt sich dabei um eine sexuelle Interaktion zwischen zwei Personen, die sich nicht kennen und

nicht die Absicht haben, die Beziehung weiterzuverfolgen.« Während sich die anderen das Gehörte noch durch den Kopf gehen ließen, tippte ich eine Nachricht auf meinem Smartphone: *Heute Abend, neun Uhr, bei dir?*

»Wenn es heute kein Trinkgeld gibt, dann weiß ich auch nicht«, sagte Isabelle im Weggehen. Paul klopfte Frank auf die Schulter: »Wozu braucht sie ein Spielfeld?« Frank antwortete so laut, dass es Paul auch mit ausgeschalteten Hörgeräten verstand: »Trinkgeld!«

»Auf keinen Fall«, antwortete Paul. »Sie hat uns als alt bezeichnet.«

»Das sind wir auch«, sagte Peter.

»Ist mir egal.« Paul verschränkte trotzig seine Arme.

Ein Klingelton lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf mein Smartphone. Lisa hatte auf meine Nachricht geantwortet: *Ich freue mich auf dich* und am Schluss ihre Adresse genannt. Ich schluckte einmal und konnte kaum fassen, was heute Abend passieren würde. Doch damit es überhaupt passieren konnte, brauchte ich noch etwas. In Gedanken verloren hatte ich nicht gemerkt, dass Isabelle wieder am Tisch stand und uns fragte, ob wir noch etwas brauchten.

»Ich brauche Viagra.« Alle sahen mich schockiert an. Nur Pauls Gesichtsausdruck passte nicht ins Bild.

»Wozu brauchst du eine Papaya?«

»Damit er steht«, antwortete Isabelle mit einem Lächeln.

»Für sein Pferd?«

Frank sagte Paul, dass er seine Hörgeräte wieder einschalten sollte und erklärte ihm, um was es gerade ging. Nach ein paar Sekunden schien er begriffen zu haben, was das bedeutete.

»Doch interessanter als ein Porno«, meinte Isabelle und zwinkerte Paul zu, bevor sie davonlief.

»Wie heißt diese App nochmal?« Paul holte sein Smartphone aus seiner Tasche.

Ich schmunzelte. *Von wegen Online-Dating ist nichts für alte Männer.*

Michael Honrodt
Die Nacht



Schlaflos wälzt im Bett er sich
Schäfchen zählen will er nicht.

(Auf dem Kleiderbügel pennt
des wachen Mannes Oberhemd)

Zum Kühlschrank schlurft das arme Schwein
und verschlingt ein Hühnerbein.

Noch dazu ein Sauerkraut.
Er legt sich nieder und verdaut.

Und jetzt doch, in Gottes Namen,
zählt die Schäfchen er, auch die lahmen.

Es nagt der Wurm, es ruft die Eule,
es knarrt die Tür nach einer Weile.

Mit dem Sandsack kommt ein Mann
zu dem Menschen, der nicht kann.

Doch beim Zählen von den Schafen
ist der Sandmann eingeschlafen.

Kein Verlass aufs Personal!,
stöhnt es aus dem Bett der Qual.

(Auf dem Kleiderbügel pennt
immer noch das Oberhemd)

Zur Hausbar schleppt sich unser Mann,
hebt an die Lippen sie sodann:

Die ganze Flasche und noch mehr,
er schwankt im Nachthemd hin und her.

Schwarz vor Augen, doch er lacht:
Wasswunder, essis Mitternacht!

Pladanz, da haut's ihn plötzlich um,
hochprozentig war der Rum!

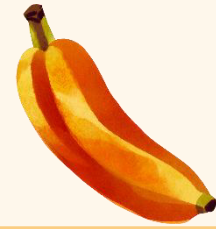
Des Tisches harte Kante, huch..!
Knickgenick und Schädelbruch!

Moral: So mancher findet seine Ruhe
nicht im Bett. Erst in der Truhe.

(Auf dem Kleiderbügel pennt
des bleichen Mannes Totenhemd)

Michael Kolja Kölling

Zimmer frei in Kreuzberg



Plötzlich ist das andere Zimmer in meiner 2er-WG frei und ich suche mal wieder ein*e Mitbewohner*in. Das sollte ja nicht so schwer sein, denke ich, der Mietvertrag ist zehn Jahre alt, die Wohnung liegt in Kreuzberg, das Zimmer ist groß und sonnig... Ich schreibe also eine nette kleine Anzeige: *Ich suche ein*e Mitbewohner*in zwischen 25 und 35, der oder die gerne mit mir zusammen kocht und auch mal ein Bier mit mir trinken möchte. Über alles Weitere können wir ja persönlich reden.* Ich packe noch ein paar Bilder dazu und lade alles bei WG-Gesucht.de hoch. 30 Sekunden später habe ich zehn neue E-Mails, eine Minute später ist mein Postfach verstopft, dann bricht das Internet zusammen und das Licht geht aus. Habe ich einen Fehler gemacht?

Ich gehe in den Flur, mache die Sicherung rein, es wird wieder hell und jemand klopft an der Tür.

Ich mache auf: Das ganze Treppenhaus ist voll mit jungen Leuten. Ich knalle die Tür sofort wieder zu und höre sie rufen:

»Ich koche auch gerne!«

»Ich bin Bierbrauer!«

Sie klopfen ununterbrochen gegen die Tür, aus dem Klopfen wird ein Hämmern, die Tür wackelt. Panisch schiebe ich einen Schrank vor die Tür und mich überkommt eine böse Ahnung. Ich schleiche ans Fenster: Sie stehen überall. Die Straße sehe ich nicht mehr. Auf Schildern lese ich:

4-Sterne-Koch. Vegetarisch, vegan, scheißegal

10 Jahre WG-Erfahrung

Ich putze gerne

Ich putze noch viel lieber als der neben mir

Mehrere Leute hängen Hängematten zwischen die Bäume, andere bauen Zelte auf. Ich mache das Licht aus und stelle mich tot.

Am nächsten Morgen sind sie immer noch da. Als Paketbote verkleidet krieche über den alten Kaminschacht und unseren Keller ins Nachbarhaus, von dort aus gelange ich über einen ehemaligen Luftschutzbunker in die Parallelstraße. Auch hier ist alles voller Zelte. Überall sitzen Grüppchen um Feuerstellen und kochen Kaffee oder rösten ein paar gefangene Spatzen und Tauben. Ich ziehe mein Basecap tief ins Gesicht und gelange unerkannt zur U-Bahn.

Im Berliner Fenster schreibt die B.Z.: *WG-Zimmer in Neukölln für unter 250 Euro! Hunderttausende haben sich auf den Weg gemacht. UN richtet Lager ein.*

In der Uni betrete ich den Seminarraum und nicke dem Professor zu.

»Sie hier? Damit hätte ich nicht gerechnet.«

Alle drehen sich zu uns um. Verdammte Scheiße, der hat sich doch noch nie an mich erinnert!

»Das ist der mit dem Zimmer!«, ruft einer. Ein anderer schwingt ein Lasso. Ich renne los, raus auf den Flur, die Horden mir hinterher. Einige springen nach mir. Ich weiche aus, renne im Zickzack. Netze landen neben mir auf dem Boden. Betäubungspfeile zischen an mir vorbei. Ich gelange nach draußen, renne die Straße entlang, drehe mich kurz um: Es müssen Tausende sein. Über uns kreisen Helikopter. Verdammt nochmal, ihr sollt

mich nicht filmen, ihr sollt mir helfen! Plötzlich kommen auch von vorne Massen und ich renne ins nächste Gebäude, eine Treppe hoch, einen Gang entlang. Am Ende des Ganges ist eine Tür. Ich reiße sie auf, renne hinein und sitze in der Falle: keine weitere Tür. Jemand schließt hinter mir ab. Ich drehe mich um. Das ist die eine aus meinem Seminar, die ich immer verstohlen angucke, aber so habe ich sie noch nie gesehen. Sonst schläft sie immer fast ein. Jetzt ist sie sprunghaft, zu allem entschlossen. Ich schließe meine Augen und hoffe, dass es nicht allzu sehr wehtun wird, wenn sie sich gleich auf mich stürzt und mir ihre Zähne in den Hals schlägt, um mein Blut auszusaugen. Stattdessen haucht sie mir ins Ohr: »Ich mache alles, was du willst.«

Vorsichtig mache ich ein Auge auf und jetzt wird mir alles klar: Wie das Kapital auf der Suche nach Rendite das Leben in den Städten zerstört, was das mit den Menschen macht, wieso der Markt genau das will und niemals billigen Wohnraum schaffen wird u-n-d was nun zu tun ist. Ich muss sofort zu den Massen sprechen und sie haucht mir wieder ins Ohr: »Alles, was du willst.«

Äh ...

»Hör zu«, sage ich, »lass uns jetzt nichts überstürzen, du bist ein Opfer des Marktes und die privatisierten Rentenfonds treiben dich in eine Abhängigkeitsspirale aus der ...«

Sie schaut irritiert. Dann legt sie mir einen Finger auf den Mund, schaut mir tief in die Augen und sagt: »Du bist mir schon das ganze Semester über aufgefallen.«

»Niedrigzinsen ...«, stammle ich. Sie legt eine Hand auf meinen Oberschenkel und mein Kopf geht aus –

Als ich wieder zu mir komme, denke ich, ich könnte mein Zimmer auch häufiger bei WG-Gesucht.de rein... nein! Entschlossen und nackt trete ich auf einen Balkon, der da plötzlich ist, und verkünde den Massen und Helikoptern:

»Ich habe eine neue Mitbewohnerin!«

»Ohh«, kommt aus 100.000 enttäuschten Mündern und die Massen wenden sich enttäuscht ab, aber ich rufe ihnen zu: »Freunde, das ist doch kein Zustand, wir müssen uns organisieren und etwas gegen die Miethaie und die profitgeilen Aktiengesellschaften machen! Wir müssen uns mit unseren Nachbarn zusammenschließen und dürfen nicht auf die Parteien warten, sondern sollten selber anfangen!«

Ja und dann ging's los, wir haben die Aktiengesellschaften enteignet, die Wohnungen in die Hände der Mieter überführt, Gesetze geschaffen, dass nur noch gemeinwohlorientierte Gesellschaften Wohnungen besitzen dürfen und als wir das alles geschafft hatten, haben wir uns wieder den schöneren Seiten des Lebens zugewendet und erstmal ordentlich gefeiert!

Barbara Siwik
Der Schreiberling



Der Einstieg in die Welt des Dichtens
und Worte-in-die-Reihe-Richtens
erscheint dem Fritze Schreiberling
als ein nicht gar so schweres Ding.

Er ist gefüllt mit den Gedanken,
die sich um Herz, Schmerz, Liebe ranken
wie eine Gans zu Festtagszeiten;
er muss sie nur noch aufbereiten.

Er konsumiert den Dichter Heine
und urteilt nach dem Augenscheine
und den Gefühlen aus dem Bauch:
Was Heinrich konnte, kann ich auch.

Beherzt greift er nach einem Blatte;
doch was er aufzuschreiben hatte,
als eines Geistesblitzes Toben,
versinkt und kommt nicht mehr nach oben.

Was wär' ein dichterisch' Gelüste,
wenn es sich nicht zu helfen wüsste?
Im Internet, wo viele 'brauen',
da lässt sich ganz gewiss 'was klauen.

Dann sind da noch die Reim-Maschinen,
die Einfallslose gern bedienen.
Sie liefern *Watte* und *Debatte*
und manche *satte, matte Ratte* ...

Wer sagt's denn! Schon hat Fritz die Enden!
Wenn sich die Anfänge noch fänden,
dann wiche dichterische Hemmung
der schöpferischen Überschwemmung.

Er wird die Lyrikkwelt beglücken
und Neues bau'n aus alten Stücken!
Ruck-zuck, in wilder Schaffensgier
bringt er solch Werklein zu Papier.

Die erste Strophe spricht vom Lieben.
(Sie ist von Heine abgeschrieben)
Ein Verslein übers Himmelbett
stiehlt er sich aus dem Internet.

Dann hüllt – zwecks zärtlicher Debatte –
sein liebend' Herz er flugs in Watte,
versteckt es unter jener Matte,
die Liebchen unterm Fuße hatte.

Die Ratte kann bei Liebesdingen
er nicht so richtig unterbringen,
deshalb lässt er ein Vög(e)lein holpern
und über (*leider sehr*) falsches Versmaß stolpern.

Letztendlich setzt entzückt und munter
er seinen 'Friedrich Schreiber' drunter,
schickt das Gereim' in alle Winde,
auf dass es viele Leser finde.

Oh Pegasus, spann weit die Flügel,
entfliehe Fritzens Zaum und Zügel
und rette deiner Wortkunst Glanz,
sonst endest du als Festtagsgans!

Carl Danowsky

Der Autoerotiker



Es ist wieder einer dieser magischen Samstage. Zärtlich liebkost Christian L. seinen schwarzen Porsche 911 SC, Baujahr 1982, mit einem leicht alkalischen Reinigungsöl, das er selbst jeden Morgen auflegt, um seiner vulnerablen Macherhaut Feuchtigkeit zu spenden und sie von überschüssigem Talg zu befreien. Für die Feinwäsche von kernigen Mannsbildern und exquisiten Oldtimern bedarf es filigraner Handarbeit und maximaler Sorgfalt in den sensitiven Fingerspitzen.

Der smarte Selfmademan kann die Zartheit des Lacks fühlen. Nur Banausen würden einen Oldtimer konventionell polieren und dabei winzige Schichten abtragen, was den Lack dünner werden ließe. Eine unsachgemäße Bewegung und die Erzählungen der Patina würden für immer verstummen. All die einzigartigen Spuren der Geschichte unwiderruflich verloren!

Christian L. weiß, wie man einem verletzlichen Lack ohne Materialabtrag Glanz verleiht. Nur allzu gern legt er selbst Hand an, obwohl er es wahrlich nicht nötig hätte. Einer seiner nichtsnutzigen Adlaten könnte das für ihn erledigen. Oder die Gespielin seiner letzten Nacht. Wie hieß sie noch gleich? Annabelle? Mathilda? Desdemona? Hatte er nicht neulich erst eine von ihnen in den heiligen Stand der Ehe geführt und ihr eine rauschende, sündhaft teure Luxussause spendiert? Er kann sich nicht mehr erinnern. Ein Leiden, das er mit vielen seiner Berufsgenossen teilt. Bestimmte Erinnerungen lösen sich wie von Geisterhand in ein stumpfes Nichts auf. Andere wiederum bleiben wie in Stein gemeißelt. So fällt es

ihm leicht, seine ersten fahrbaren Glücksspende zu memorieren: den sportiven BMW 318is mit seiner revolutionären Vierventiltechnik und den Porsche Boxster 2,5, natürlich ganz in edlem Schwarz gehalten.

Es erscheint ihm utopisch, dass jemand dieselbe Akkuratess, denselben Pli für diesen Klassiker des Automobilbaus an den Tag legen könnte. Das vollbringt nur jemand, dessen Mund postnatal zuerst das Wort Auto formte. Ein Geistesblitz durchfährt ihn. Auto – drei Vokale, einer mehr als im Wort Mama. Ein Hinweis auf eine Hochbegabung? Versonnen betrachtet Christian L. sein Spiegelbild im Widerglanz seines makellos gewienerten Prachtstücks. Wie gerne würde er sich jetzt seines körperbetonten, gelb-blauen T-Shirts entledigen, um andächtig über seinen in unzähligen Stunden am Rudergerät gestählten Astralkörper kontemplieren zu können. Ihm fällt kein anderer 45-Jähriger ein, der das Ideal der Alterslosigkeit so verkörpert wie er. Hierin gleicht er seinem 91er. Und falls nötig färbt er die verblichenen Stellen mit einer Tiefenpflege einfach wieder nach.

Vor Christian L. steht der Inbegriff von Vollkommenheit. Ein Artefakt aus einer längst vergangenen Zeit. Schwarze Karosserie, schwarze Felgen, schwarze Innenausstattung, sechs Zylinder, drei Liter Hubraum, in sieben Sekunden von null auf hundert, Höchstgeschwindigkeit 225 Stundenkilometer, 180 Pferdestärken. Ein warm wohliges Gefühl durchströmt ihn. Seine rechte Hand fährt zitternd über den Türgriff, wobei ein sanftes Säuseln von seinen Lippen entweicht: »Ich denke so gerne daran, Kleines, dass wir in den vergangenen Jahren ungefähr 300 Mal den Samstag zusammen begonnen haben.«

Doch mit einem Mal bäumt sich sein Körper ruckartig auf. Ein nicht zu bändigender Drang scheint ihn zu übermannen. Christian L. reißt die

Fahrertür auf. Sichtlich erregt fixiert er den Kilometertacho, den er einst für den amerikanischen Meilentacho einsetzen ließ. 5.467 Kilometer. Sein Atem beruhigt sich wieder. Wie konnte er an der Treue seiner Sahneschnitte zweifeln? Ausgerechnet er, den immer wieder Träume heimsuchen, in denen er einen Ferrari 360 Spider lenkt.

Nachdenklich betrachtet Christian L. die mit Spezialentferner und Silikonreiniger streifenfrei gesäuberten Scheiben. Um auch an die Bereiche ganz oben heranzukommen, die sonst unter den Dichtungen verborgen liegen, hatte er die Seitenscheiben vor der Innenreinigung ein Stück nach unten gekurbelt. Bewies diese Perfektion nicht seine unerschütterliche Treue, seine Standhaftigkeit?

Er kommt nicht umhin, einen Blick in den Innenspiegel zu werfen und sich mit einem koketten Schulterblick zu beaugapfeln. Verführerisch senkt er seine Augenlider und formt mit seinen Lippen einen Schmollmund, aus dem ein langgezogenes »Du-uuuu!« entweicht. Etwas stört die Harmonie. Er bespeichelt seinen rechten Zeigefinger, um eine Stelle am Spiegel abzurubbeln, die ihm unzureichend gereinigt erscheint. Picobello, mio bello!

Beschwingt steigt Christian L. aus. Ein letztes Mal streicht sein Schwamm achtsam über den Lack, streichelt ihn wie das Dekolleté und die Hüften von ... Ach, was soll's, ihr Name würde ihm schon wieder einfallen. Und selbst wenn nicht – einem wie ihm verzeiht man derlei Lausbübereien. Frauen gibt es wie Sand am Meer.

Im Gegensatz zu einem Porsche 911 SC. Seine Reinigung gleicht einer heiligen Zeremonie. Es käme für Christian L. niemals in Betracht, den verwundbaren Lack mit einem Microfasertuch zu frottieren. Er bevorzugt die Sinnlichkeit von 100 Prozent natürlichem Schafleder in absoluter Premium-Qualität. Und selbstverständlich verwendet er für die

hochempfindlichen Kunststoffflächen im Innenraum ausschließlich ein spezielles Cockpitspray, das er auf einen Schwamm spritzt, um es dann in kreisenden Bewegungen satt auf die Oberfläche aufzutragen. Und ganz der Profi versiegelt er den Lack ausschließlich mit Carnauba-Wachs, das er rhythmisch von Hand aufpoliert. Der Höhepunkt seines samstäglichen Reinigungsrituals!

Doch eine perfekte Optik allein fruchtet nicht, wenn die Maschine nicht rundläuft. Aber auch hier kann er stolz von sich behaupten, dass immer noch alles tadellos funktioniert. Keine Fehlzündungen, keine Aussetzer. Noch bevor er den Motor vibrieren lässt, kann er es hören, riechen, sollte etwas nicht in Ordnung sein. Alles immer noch schön geschmeidig. Es zahlt sich aus, dass er auch auf Kleinigkeiten wie perfekt abgedichtete Gummis Acht gibt.

Ja, wenn nur diese eine verdammte Ampel nicht wäre! Jedes Mal, wenn er sich dem Ziele nahe wähnt, springt dieses vertrackte Ding auf Rot. Selbst beim »Wetten, dass..?«-Comeback von Thomas Gottschalk gelang es ihm nicht, sie zu überlisten, auch nicht beim WM-Finale 2022 oder als er sich einmal morgens um Fünf bei seinem Lieblingsbäcker mit frischen Marmor-Dinkel-Knusperchen eindeckte. Immer mit durchgedrücktem Gaspedal. Schließlich besitzt er eine Rennlizenz. Streng genommen sogar den Sportbootführerschein, den Fischereischein und sogar den Jagdschein. Ja, für den Tag X weiß er sich bestens präpariert. Sofern ihm nicht diese vermaledeite Ampel noch einen Strich durch die Rechnung macht!

Zum Glück wurmt einen wie ihn so etwas nur einen Libellenflügel Schlag lang. Probleme sind dornige Chancen. Mit seismographischer Genauigkeit entdeckt er auf einer Felge noch etwas Flugrost. Schon zückt er die Reinigungsknete und beginnt, sinnlich vor sich hin zu kneten. Er wirft einen

letzten prüfenden Blick auf das Glanzmessgerät. Jeder Wert unter 70 auf der Skala der Deutschen Glanzeinheiten ist für ihn inakzeptabel. 92. Hochglänzend. Christian L. wischt sich zufrieden seine Hände ab. Er weiß, was er tut und weicht dabei keinen Millimeter von seinem Leitspruch ab: Es ist besser, nicht zu reinigen, als falsch zu reinigen!

Felix Anker
*Das blaue Ei des
Sullivan McNullivan*



Vorsichtig kratzte Sullivan McNullivan sein blaues Ei, das vor ihm auf dem Tisch ruhte. Seinen Lippen berührten beinahe die kalte Oberfläche des Eies, während er mit einer Stimme, die durchaus als geheimnisvoll beschrieben werden könnte, flüsterte: »Arschlochdrecksauenner«. Nichts geschah. Sullivan drehte das Ei und versuchte es erneut.

»Hurenfickpisse.« Das Ei verströmte nicht mal den Hauch eines Lichtes, nur einen schwachen Moosgeruch. Sullivan lehnte sich resigniert zurück und seufzte. Er hatte fast alle möglichen Kombinationen ausprobiert, die normalerweise zum Erfolg führten, doch dieses Ei erwies sich als äußerst knifflig.

An dieser Stelle ramme ich den Vorschlaghammer durch die vierte Wand, da du dich bestimmt fragst, was zum Teufel hier vor sich geht. Glücklicherweise bin ich hier, um ein wenig Licht ins Dunkel zu bringen. Dies werde ich mittels einer Technik tun, die du in deinen zahllosen Schreibworkshops vermutlich nicht gelernt hast – »Tell don't Show«. Immerhin handelt es sich hier um eine Kurzgeschichte, und ich habe nicht die Zeit, Sullivans gesamte Welt mit all den Bäumen und Bergen und Undsoweiters zu beschreiben.

Die Sache verhält sich folgendermaßen: Sullivan McNullivan lebt in einer Welt voller Magie. Ja, das hier ist eine Fantasy-Geschichte. Geben wir ihm also spitze Ohren, oder? Eine Körpergröße von 150 Zentimetern. Für

diejenigen, die Schwierigkeiten beim Vorstellen von Größen haben: Das entspricht in etwa zehn aufrecht stehenden, aufeinandergestapelten Ratten, wobei der Schwanz natürlich außer Acht gelassen wird. Jetzt darfst du dir noch auswählen, welche Farbe seine Haut haben soll, falls das etwas ist, das für dich wichtig ist. Aber mach ihn nicht grün, das ist keine Science-Fiction-Geschichte.

Magie kommt in Sullivans Welt in Form von Eiern, daher trägt sie den äußerst kreativen Namen *Eierwelt* (Gott sei Dank nicht in Scheibenform, das könnte urheberrechtlich bedenklich werden). Zauberer in Eierwelt wirken ihre Magie, indem sie die schlimmsten Schimpfwörter aussprechen, die sie kennen. Stirbt ein Zauberer während eines Duells, dann verschwindet er mit einem leisen *Puff* und hinterlässt nichts außer seinem letzten, nicht gewirkten Zauber in Form eines Eies.

Jetzt magst du dich bestimmt Folgendes fragen: »Ist Eierwelt nicht überflutet mit magischen Eiern?« Das ist wahrlich eine sehr gute Frage! In Eierwelt gibt es zum Glück Wesen wie Sullivan McNullivan, die auf einem der magischen Schrottplätze arbeiten und zu deren Job es gehört, die alten Eier einzusammeln und fachgerecht zu entsorgen. Allerdings fiel es niemandem auf, wenn gelegentlich einige davon verschwanden. Also nahm Sullivan gewöhnlich ein paar von ihnen mit und versuchte, die Magie aus ihnen herauszukitzeln, indem er eine ganze Reihe von sehr üblen Schimpfwörtern miteinander verband, bis er die richtige Kombination gefunden hatte. Letzte Woche zum Beispiel, da fand er ein großes rotes Ei. Beim dritten Versuch lag er bereits richtig und sein Gemächt nahm sofort ungesunde Ausmaße an. Drei Tage dauerte es, bis es wieder geschrumpft war. Unser armer Sullivan verbrachte viel Zeit damit, sich zu fragen, was das wohl für ein Duell gewesen war.

Das blaue Ei, das er heute mitgebracht hatte, war besonders kompliziert. Sullivan wusste nie, was passieren würde, wenn er die richtige Kombination herausfand, aber er war ein neugieriges, spitzohriges Wesen und gab nicht so schnell auf. Er probierte und probierte, sämtliche sprachliche Obszönitäten, die er kannte, alle Kombinationen von *Arsch* und *Fotze* und *Scheiße*, ja, sogar *Unflat*, *Schielbock* und *Knallfrosch*, schließlich konnte man nie wissen, ob der verstorbene Zauberer nicht doch schon etwas älter war.

Als ich vor einigen Wörtern behauptet hatte, dass Sullivan nicht schnell aufgab, war das eine Lüge. Ich bin ein unzuverlässiger Erzähler. Sullivan hatte ziemlich bald den Punkt erreicht, an dem ihm die Lust verging.

»Das ist doch doof«, murmelte Sullivan und schwebte davon. Er hatte ja nicht geahnt, was für ein höflicher Zauberer der ehemalige Besitzer des Eies war.

Wer sind eigentlich die ganze Leute?

Barbara Siwik wohnt in Braunsbedra bei Merseburg. Nach dem Abitur absolvierte sie ein sozialpädagogisches Fachschulstudium in Berlin und arbeitete als Erzieherin in einem Kinderheim. Nach der Geburt ihrer Kinder nahm sie ein bibliothekarisches Fachschulstudium in Leipzig auf mit dem Abschluss Dipl. Bibliothekar. Es folgte eine langjährige Tätigkeit als Bibliothekarin in der Stadtbibliothek Merseburg, die sie von 1991 bis zu ihrem Ruhestand auch leitete. Sie ist in zahlreichen Anthologien mit Gedichten, Erzählungen und Märchen vertreten. Selbständige Buchveröffentlichungen: *Das Erbe des Casparius*, *Das Buch der magischen Sprüche*, *Wohin du gehen wirst*, *Der unwegsame Pfad der Zeit*, *Die Märchenweberin*, *Der Schatz aus der Truhe*, *Aqua Tofana Geschichten am Rande des Möglichen*, *Die Witwe aus Betulia*. Barbara Siwik ist Mitglied des Verbandes deutscher Schriftsteller Sachsen-Anhalt.

Homepage: WortOrt – WortZeit – WortKunst

<https://barbarasiwik.wixsite.com/wortkunst>

Bettina Börner ist 56 Jahre alt, Mutter und Großmutter, berufstätig und beteiligt sich seit 2011 an Wettbewerben mit bereits 13 Veröffentlichungen. Schon im zarten Alter von 6 Jahren war ihr klar, dass sie einmal beruflich schreiben möchte. Dann kam das wahre Leben dazwischen und so macht sie dies zu ihrem Vergnügen. Sehr früh wurde ihr klar, dass es einfach zu wenig zu Lachen gibt im Leben, deshalb ist es ihr ein Anliegen dies zu ändern und ihren Mitmenschen, wenn nicht ein lautes Lachen zu entlocken so doch wenigstens ein Lächeln ins Gesicht zu zaubern. Und ihr

Lohn dafür ist gleichzeitig ihre gute Tat des Tages. In einer Kreativschreibwerkstatt mit netten Menschen, die ebenfalls gerne lachen tobt sie sich aus. Auf diese Weise sind schon viele lustige Gedichte entstanden.

Carl Danowsky. Plakatgrinsender Verbaldiarrhödesperado. Alter: check. Wohnort: check. Geschlecht: mutmaßlich männlich. Besondere Kennzeichen: keine.

Felix Anker ist Mitherausgeber dieses Magazins und nutzt das natürlich, um sein eigenes Zeug zu veröffentlichen. Hat aber auch schon Veröffentlichungen in Magazinen, über die andere Menschen entschieden haben. Humor, Science-Fiction und Merkwürdiges in deutsch- und englischsprachigen Literaturmagazinen (*State of Matter, Don't Submit!, A Thin Slice of Anxiety, UND, Veilchen, Johnny, ...*)

Georg K. Berres, Studium der Medienwissenschaft und Psychologie, währenddessen – um der trockenen Theorie etwas aufregende Praxis entgegenzusetzen – Arbeit als Journalist bei einer Tageszeitung und gleichzeitig Regieassistent beim WDR. Nach Studienabbruch freier Autor und Herausgeber des Comic-Fanzines ZEBRA. Ein Jahrzehnt lang textet er für das interaktive Bühnenformat »Fang den Mörder!« Ratekrimis. Lebt heute glücklich verheiratet in Köln, hat keine Kinder. Werke hauptsächlich im Bereich Hörfunk: Kriminalhörspiele wie »Bestseller-Killer« (WDR), Sketche, Kindergeschichten »Wasmut Seetang, der allerletzte Leuchtturmwärter« (BR).

Henning Mertens, Jahrgang 1982, ist in Bremen geboren und aufgewachsen. Während des Studiums in Jena entdeckte er seine Leidenschaft für das Schreiben. Es sollte aber noch ein paar Jahre dauern, bis seine Werke das Licht der Welt erblickten. Heute lebt er mit seiner Familie in der Nähe von Bremen und hat bereits zahlreiche Gedichte, Kurzgeschichten und andere belletristische Texte veröffentlicht. Zuletzt erschienen ist »Auftragskiller – Tagebuch meines zweiten Ichs« im Ruhrkrimi-Verlag.

Marc Du Buisson wurde 1993 im Kanton Solothurn in der Schweiz geboren und verbrachte dort seine ganze Kindheit. Das Sport- und Englischstudium führte ihn in die Hauptstadt Bern, wo er bis heute lebt. Nach dem Abschluss der Pädagogischen Hochschule begann er als Lehrer für Sehbehinderte und Blinde zu arbeiten. Seit mehreren Jahren schreibt er Romane und Kurzgeschichten und nimmt regelmäßig an Schreibwettbewerben teil. Im Juni 2023 erschien der Text namens »Die letzten Worte« in der Anthologie *Und was ich dir noch sagen wollte ... (Bd. 2)*. Im Oktober desselben Jahres wurde die Kurzgeschichte »Fehlendes Kleingeld« in der Anthologie *Das Lotto-Ritual* veröffentlicht.

Marcello Buzzanca, 1972 in Frankfurt/Main geboren, schloss sein Studium der Romanistik, Amerikanistik und Germanistik im Jahr 2000 an der Goethe-Universität Frankfurt ab und wohnt seit August 2008 in Arnsberg-Neheim, zusammen mit seiner Lebensgefährtin und dem gemeinsamen Sohn. Während seiner beruflichen Berg-/Talfahrten machte Marcello Buzzanca unter anderem Halt im Buchhandel, in der Erwachsenenbildung und der Wertpapierabwicklung, in der Unternehmenskommunikation wie auch im weiten und breiten, freiberuflichen Texter-Feld.

Mittlerweile arbeitet er Content Creator Finance und fügt monetären Messages den gewissen Manierismus hinzu. Als Teil der MiGAZIN-Redaktion gewann er 2012 den Grimme-Online-Award in der Kategorie Information und hat seitdem einen Reiseführer und zwei Kinderbücher veröffentlicht. Seit 2019 ist er Teil des Autor*innen-Kollektivs »Daughters and Sons of Gastarbeiters«, mit regelmäßigen sporadischen Lesungen, zuletzt in NRW und Hessen.

Marianne K. Ertl erblickte am 9. Oktober 1996 in Graz das Licht der Welt und wuchs in der niederösterreichischen Wachau auf, wo sie sich vor allem zeichnend, lesend oder schreibend über das Übermaß an pittoresker Natur hinwegtröstete. Nach Abschluss der Matura an einer Schule mit Kunstschwerpunkt zog es sie nach einem kurzen Intermezzo in Belgien nach Wien, wo sie Kunstgeschichte und Germanistik zu studieren begann und nach und nach auch dem Studium der Philosophie verfiel. Das Schreiben konnte sie sich bis jetzt noch nicht abgewöhnen. In ihren Texten befasst sie sich meist mit zwischenmenschlichen Beziehungen und Dynamiken und – vermutlich schon studiengeschädigt – mit dem Phänomen des Sehens und allen damit verbundenen Lastern.

Matthias Riel ist 1997 geboren und als Lehrer für Mathematik und Physik an einer Fachoberschule tätig. Seine Begeisterung für das gereimte Wort wurde schon früh durch die Bücher von Wilhelm Busch, später dann auch durch die Werke von Lewis Carroll und Theodor Seuss Geisel, geweckt. Seit einigen Jahren schreibt er selbst Gedichte, wobei sein Fokus in erster Linie auf der humorvollen Lyrik liegt. So sehr sein Herz für die Poesie auch brennt, so unwahrscheinlich schwer fällt es ihm hingegen Prosa zu

verfassen, wie er beim Schreiben dieser Biografie wieder einmal schmerz-
lich erkennen musste. Denn dieser Text enthält noch immer nicht die
geforderten 150 Wörter, sondern erst 111. Lassen Sie uns daher noch kurz
über den Faltenbalm sprechen. Ein lustiges Wort! Finden Sie nicht? Falten-
balm. Man kann es immer und immer wieder sagen. Faltenbalm. Und das
Beste daran: Jetzt sind es exakt 150 Wörter. Zählen Sie nach! (*Anmerkung
der Redaktion: Da wir die Biografie von der ersten in die dritte Person über-
tragen haben, sind es nur noch 146 Wörter*).

Michael Honrodt. Hamburger.

Michael Kolja Kölling wurde 1986 in Berlin geboren und ist auch in Berlin
aufgewachsen. Nach zwei längeren Auslandsaufenthalten in Neuseeland
und Lateinamerika hat er in Berlin einen Ingenieur für erneuerbare
Energien studiert. Er hat aber weder im Studium noch im Beruf seine Lei-
denschaft entdeckt, so dass er immer wieder in anderen Bereichen unter-
wegs war und dabei vor allem in der Lehre. Daher hat er schließlich den
Weg des Ingenieurs verlassen und ist seitdem Quereinsteiger-Lehrer an
einer Schule in Berlin. Er schreibt seit seiner Kindheit und hat seitdem
unzählige Kurzgeschichten, Gedichte und Lieder geschrieben und nimmt
auch regelmäßig an Poetry Slams teil. Inhaltliche Schwerpunkte seiner
Arbeiten sind humoristische Texte sowie die Themen Beziehungen und
persönliche Entwicklung. Von 2014 bis 2018 war er außerdem Sänger und
Songschreiber der Band »15 Liter Bratensoße«.

Ruth Katharina Breuer ist Juristin und Autorin. Das Schreiben hatte sie beim Erwachsenwerden zunächst aus den Augen verloren und erst Jahre später auf einer Insel wiederentdeckt. Gerade steuert sie auf die Veröffentlichung ihres ersten Buches zu. Die Ideen für ihre Geschichten findet sie im täglichen Leben. Auch ihr Text »Nackte Tatsachen« fand seinen Ursprung in einer Schlagzeile, die auf einem wahren Gerichtsurteil beruhte.

Das Allerletzte

Deine Mudder arbeitet bei IKEA als unterste Schublade

– *Fanny Eschner*

»Lektüren«, bemerkte Reißzahn intellektuell und begutachtete die Anzahl der Bücher wie ein Heiligtum.

Doch perplex rumorte Welpenflauschig: »Was?! An Türen lecken?! Ich lecke doch an keiner Tür! Leck du doch selbst an einer!«

Alle starrten den weißen Werwolf geisteskrank an – sogar Lilly, als hätte selbst sie, eine Federmaus, seine Sprache verstanden.

Welpenflauschig war eindeutig kein Intellektueller, der sich für eine Le(c)ktüre interessierte.

– *Textausschnitt aus »Vampirölfe« von Anna-Maria Ziegler*

Treffen sich zwei Kannibalen. Sagt der eine: »Wo willst du denn mit dem Skelett hin?« – »Na, zur Leergutannahme.«

– *Oliver*

Treffen sich zwei Hellseher. Sagt der eine: »Dir geht's gut. Und mir?«

– *Melanie Reinert*

Wie nennt man Mobbing im Weltraum? Allgemeinheit.

– *Leonie S.*

Wie nennt man einen unentschlossenen Kampfsportler. Nunja.

– *Leonie S.*

Urologe zum Patienten: Sie müssen aufhören zu masturbieren.

Patient: Warum denn das?

Arzt: Damit ich Sie untersuchen kann

– *Holger Klingel*

Was ist orange und schaut durch's Schlüsselloch? Eine Spannderine.

Was ist orange und geht durch die Berge? Eine Wanderine.

Was ist orange-gestreift und fliegt durch die Gegend? Eine Mandarbiene

– *Christian Connewitz*

Ein Mann kommt in ein Blumengeschäft und bittet den Verkäufer, ihm für seine Frau einen Blumenstrauß zu schnüren. Auf die Frage, welche Blumen er denn wolle, antwortet er ratlos, dass er sich garnicht mit Blumen auskenne.

»Ja kennen sie denn nicht die geheime Sprache der Blumen?«, fragt der Verkäufer. »Rosen – ich will dich liebkosen. Nelken – unsere Liebe soll niemals welken.«

Der Mann überlegt kurz und sagt schließlich: »Geben sie mir einen großen Strauß Wicken!«

– *Niklas*